

Schreibwettbewerb 2023/24

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

Klassement des Schreibwettbewerbs 2023/24

Kategorie A

Förderpreis:	Was ich am meisten bereuen werde	Aline Walpen, 1H
Förderpreis:	Gebrannte Mandeln	Jaël Imoberdorf, 1I

Kategorie B

1. Preis:	Gänseblümchen-Orakel	Ladina Cina, 3D
2. Preis:	Gefangen im Spiegel	Valentina Mooser, 3C
3. Preis:	Die Zeilen einer Schauspielerin	Sarah Amacker, 3A

Kategorie C

1. Preis (ex aequo):	Als die tote Sprache zur tötenden ward	Mattéo Werlen, 4A
1. Preis (ex aequo):	Janus	Fabian Franzen, 4A
2. Preis:	Metamorphose	Sarina Imhof, 4G
3. Preis:	Und dennoch	Veronika Menath, 4B

Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2023/24

Haupt- und Kategoriensponsoren



Roland Lüthi
Generalagent



Peter Ammann
Stv. Generalagent
T 027 922 93 19
peach.ammann@mobiliar.ch

RAIFFEISEN
metaloop

Unverhofft kommt oft.
Wir sind immer für Sie da.

Generalagentur Oberwallis
Roland Lüthi

Alte Simplonstrasse 19
3900 Brig
T 027 922 99 66
oberwallis@mobiliar.ch
mobiliar.ch

die Mobiliar



Co.-Sponsoren



ZAP*

Bücher
Büro
Papiere



BCVS | WKB

poAona.
MEDIA



**Kulturkommission
Brig-Glis**



Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters, dank deren herzlicher Gastfreundschaft wir jährlich unsere Lesung dort veranstalten dürfen.

Einen herzlichen Dank auch an Josefine Peter für die Gestaltung des Umschlages, der Valmedia AG für die Erstellung der Drucksachen, dem Atelier Manus für die Fertigstellung der Broschüre, dem Sekretariats-Team um Priska Stella und der Rektoratsrätin Nadja Bonaccina für die Unterstützung bei der Organisation.

Jury des Schreibwettbewerbs 2023/24

BA Ammann Stefanie
Schauspielerin, Theaterregisseurin
Belalpstrasse 12
3904 Naters

stefania.ammann@gmx.ch

MA Arnold Franco
Journalist NZZ
Kapellenstrasse 25
3011 Bern

franco.arnold@gmx.ch

MA Eyer Philipp
Gymnasiallehrer, Sprachwissenschaftler
Bammattenweg 15
3904 Naters

philipp.eyer@edu.vs.ch.ch

MA Imoberdorf Andreas
Sponsoring und Finanzen
Gymnasiallehrer, Germanist
Lindenweg 6
3904 Naters

andreas.imoberdorf@edu.vs.ch

lic. phil. hist. Knubel Dominik
Gymnasiallehrer, Journalist
Zenhäusergasse 34
3935 Bürchen

knubel.dominik@vispschulen.ch

Dr. Meyenberg Roger
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler
Ringstrasse 51
3951 Agarn

roger.meyenberg@edu.vs.ch

MA Schnidrig Barbara
Gymnasiallehrerin, Sprachwissenschaftlerin
Rhodaniastrasse 13
3904 Naters

barbara.schnidrig@edu.vs.ch

MA Scheuber Christian
Jurypräsident
Gymnasiallehrer, Germanist
Schlossweg 21
3904 Naters

christian.scheuber@edu.vs.ch

Förderpreise

Kategorie A (1. Klasse)

Aline Walpen, 1H

Was ich am meisten bereuen werde

Jaël Imoberdorf, 1I

Gebrannte Mandeln

Zwei Texte, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Zunächst erwartet uns ein halb lyrischer, halb prosaischer Text von Aline Walpen, die sich bereits in jungen Jahren fragt, was man im Herbst des Lebens wohl bereuen könnte, und in diesem Sinne bereits die Fragen aller Fragen, nämlich die nach dem Sinn des Lebens, auf kurzweilige und schlichte Art und Weise stellt. Danach folgt eine Art Kurzgeschichte, mit der uns Jaël Imoberdorf mitnimmt in die verworrene Geschichte einer Familie, die mit den Problemen einer ungerechten Gesellschaft kämpft.

Die Jury erkennt in beiden Texten der Kategorie A erste Schritte, gute Ansätze und damit einhergehend viel Potential, das uns, wenn es gepflegt und gefördert wird, in den nächsten Jahren hoffentlich noch viele Texte bescheren und viel Freude bereiten wird.

Bis dahin und als Motivation beglückwünschen wir Aline und Jaël zum Förderpreis der Kategorie A!

Christian Scheuber

Was ich am meisten bereuen werde

Nachts, wenn ich wach in meinem Bett liege, denke ich oft darüber nach, was ich kurz bevor ich sterben werde, am meisten bereuen werde...

Hier ist meine Antwort:

Ich werde am meisten bereuen, dass ich morgens aufgestanden bin und mir den ganzen Tag Sorgen über Dinge gemacht habe, welche ich nicht beeinflussen kann.

Dinge, die sowieso geschehen werden, egal ob ich mir nachts die Augen ausheule oder mir meinen Kopf darüber zerbreche.

Es wird sowieso geschehen, ob ich will oder nicht!

Ich werde es bereuen, nicht das gemacht zu haben, was ich eigentlich machen wollte, weil ich immer darüber nachgedacht habe, was andere wohl von mir denken werden.

Was wenn das passiert, das kann man sich in vielen Hinsichten fragen.

Ich werde es bereuen, jedes einzelne kleine Detail in meinem Leben überdacht und analysiert zu haben.

Ich werde es bereuen, die schönsten Jahre meines Lebens nicht im Hier und Jetzt sondern in meinem Kopf verbracht zu haben.

Gebraunte Mandeln

Es regnete. Das Wasser floss durch die Dachrinnen der Häuser. Der Himmel war schwarz und die Scheinwerfer der hupenden Autos erhellten ein wenig den dunklen Januarabend. Ich erinnerte mich noch an früher. Als ich ein kleines Mädchen war. Wenn es regnete und ich im Auto sass, beobachtete ich die Regentropfen, wie sie an den Autoscheiben klebten und runterkullerten. Es war, als ob sie Fangen spielen würden. Eine Regentropfe rollte herunter, traf auf eine andere, schnell und flink spielten sie Fangen. Und wenn sie aufeinandertrafen, war es, als ob sie in eine Umarmung fallen würden. Eine grosse Familie, die miteinander Zeit verbrachte und sich geborgen fühlte.

Und jetzt sass ich hier auf einer Bank im Regen und wurde nass. Nur 20 Meter von mir entfernt, war der nächste Unterstand. Doch ich fühlte mich nicht in der Lage, aufzustehen und dorthin zu gehen. Ich war schwach. Meine Oma sagte immer, man solle nicht zu lange im Regen stehen, sonst hole man sich eine Erkältung. Doch war eine Erkältung wirklich so schlimm? Vielleicht wollte ich auch einfach im Regen sein, damit die kühlen Tropfen mir das Brummen im Kopf wegnahmen? Oder ich blieb im Regen, damit man meine Tränen nicht sehen konnte?

Zwei Wochen später war das Betreibungsamt schon bei uns. Zwei grosse Männer mit übergrossen Muskeln trugen den schönen Teppich aus Marokko aus dem Haus hinaus. «Als nächstes kommt der Massagestuhl» sagte einer zum anderen.

An dem Tag im Regen hatte ich mich tatsächlich erkältet, doch die rinnende Nase und die Taschentücher, halfen mir, mich ein bisschen abzulenken. Mein Vater erzählte an diesem Tag, dass er seit zwei Monaten keinen Job mehr habe und es schwierig sei, einen neuen zu bekommen, weil ein vermeintlicher Kollege eine grosse Lüge über ihn erzählt hatte. Verbittert kam ich mit meinen Gedanken zurück zur Gegenwart. Diese Männer warfen den Teppich achtlos in einen Lastwagen. Diese gottlosen Muskelprotze. Wahrscheinlich verbrachten sie jeden Abend damit, in einem teuren Fitnessstudio ihre Muskeln aufzubessern, und während sie nicht gerade dabei waren, einer Familie ihr ganzes Eigentum zu betreiben, einfach wegzunehmen, riefen sie sicher einer reichen Zicke einen Anmachspruch zu. «Denke nicht schlecht über andere...» sagte meine Oma immer.

Naja, vielleicht waren es Vorurteile. Vielleicht.

«Mama, Mama...» meine kleine Schwester rannte zu meiner Mutter, die sorgenüberladen und mit grossen Augenringen dem Betreibungsamt zuschaute. «Ich habe ein neues Stelleninserat gefunden. Für Papa.» Meine Mutter bückte sich zu meiner 10-jährigen Schwester Cindy und nahm ihr das Inserat aus der Hand. Sie überflog es, dann seufzte sie. «Schätzchen, Papa kann kein Doktor werden, es fehlt ihm die Ausbildung, weißt du.» Dann nahm sie Cindy in die Arme. «Es wird alles gut, Cindy. Das wird es.» Soweit ich mich erinnern konnte, klang sie gestern, als ich ein Stelleninserat fand, nicht so positiv. Ich solle mich besser nicht abmühen, ein Inserat zu finden. In der Stadt würde sowieso niemand meinem Vater einen Job geben. Moralisch, weil sie an die Lüge von Rudolph Kalker glaubten. Ich solle auf nichts mehr hoffen, weil mich jede weitere Enttäuschung innerlich umso mehr zerreißen würde. Ja, toll. Wenigstens durfte meine kleine Schwester noch ans Gute glauben.

Endlich zogen die Muskelprotze samt Lastwagen ab und gleich kam mein Vater zurück. Er ging am Morgen zu einem Kollegen, der einen kleinen Laden in der Stadt führte, um ihn persönlich um eine Stelle und Unterstützung zu fragen. Meine Mutter machte hoffnungsvoll ein paar Schritte auf ihn zu. Sie fasste ihn an den Händen und hauchte: «Und? Was hat er gesagt?» Meine Eltern hatten schon immer einen Touch von Romantik in ihrem Leben, das musste man ihnen lassen. Früher gingen sie immer einmal im Monat in ein schickes Restaurant ein feines Dinner genießen. Mutter mit ihrem Himbeerlippenstift, Vater mit seinem gelbten Haar. Leider waren solche Zeiten vorerst vorbei. Trotzdem küsste mein Vater meine Mutter zuerst, bevor er niedergeschlagen antwortete: «Schatz... Klaus gibt mir keine Stelle. Das würde den Ruin für seinen Laden bedeuten. Niemand will bei einem Geldveruntreuer einkaufen... Sobald bewiesen ist, dass ich unschuldig bin, wird er mir sicher einen Job geben.» Ich verzog das Gesicht und meine Mutter lachte empört auf: «Das sagen alle. Sobald entschieden ist, dass du nicht schuldig bist, werden sie dir helfen. Das sagen sie nur, um ihr inneres schlechtes Gewissen zu besänftigen.» Sie schaute zu mir und Cindy, zog meinen Vater an der Schulter und flüsterte etwas davon, dass wir Kinder das nicht hören sollten.

Gegen Spätnachmittag lief ich zum Laden von Ada Wagner. Die Dame, näher 60, hatte einen Früchteladen und gab uns immer reichlich gratis Früchte. Ich sollte Mandarinen holen, um den kalten Januar zu versüßen. Wieso mussten wir gerade jetzt in diese Lage geraten? Die Strasse war gemischt aus hartem angesetztem Schnee und braunem Matsch. Als ich loslief, begann es zu schneien. Eigentlich liebte ich, wenn es schneite. Wenn ich früher schlitteln ging, und in die Flocken starrte, fühlte es sich an, als ob ich auf einem Rentierschlitten in die Luft fliegen würde. Jetzt war ich fast dabei, den Schnee zu hassen. Er erinnerte mich an die Kälte und an meine Angst, obdachlos zu werden, die Angst, die sich in Form von ständigem Brummen in meinem Kopf zeigte. Noch fünf Minuten. Dann wäre ich bei Ada. Doch da sah ich jemanden, den ich abgrundtief verabscheute und auf keinen Fall begegnen wollte. Dabei handelte es sich um einen viel Schlimmeren, als die Muskelprotze vom Betreibungsamt.

Rudolph Kalker. Der einst ein vermeintlicher Arbeitskollege meines Vaters war. Der Geldveruntreuer! Der Lügner! Der absolute Bösewicht in meiner Welt!

Durch Zufall erwischte mein Vater ihn beim Geldveruntreuen, versprach, nichts zu sagen, insofern Rudolph sofort damit aufhörte und es in Ordnung brachte. Am nächsten Tag hatte Rudolph alle Schuld gekonnt auf meinen Vater geschoben.

Noch hatte er mich nicht gesehen. «Versteck dich vor dem Bösen. Schütze dich!» sagte meine Oma. Doch meine Wut verbreitete sich in mir wie eine Seuche. «Lass dich nicht auf das Niveau anderer hinab» Die Worte meiner Oma hallten in mir nach. Doch ich formte einen Schneeball und warf ihn direkt in Kalkers Gesicht. Ein Schneeball. Eine Kinderschlacht. Ein Scherz. Doch ich verpackte in meinen Schneeball so viel Zorn, Furcht und Schuldgefühle, die Herrn Kalker erreichen sollten. «Geht's noch?» Er hatte mich gesehen. Wutentbrannt versuchte ich ihn mit meinem Blick zu erdolchen. So viel Schwere lastete auf ihm. Obwohl er immer der nette Mann war, der uns Kindern Bonbons verteilte. Ehe ich mich versah, warf ich einen weiteren Schneeball nach ihm. «Du kleine Göre.» Herr Kalker, in seinem teuren Pelzmantel, bewegte sich auf mich zu. Doch eins hatte ich, was er nicht hatte. Ich war 15 und jung. Und ich konnte schnell rennen. Und das auch ohne Geld und Fitnessstudio. Bevor Herr Kalker nur ansatzweise

bei mir ankam, flitze ich schon an ihm vorbei. Während ich rannte, musste ich lächeln, weil ich mich mal wieder an ein Zitat von meiner Oma erinnerte. «Du bist schnell wie ein Vampir, nutze es.» Naja, lieber hätte ich meine Vampirzähne genutzt und Herrn Kalker ordentlich in den Hals gebissen. Dieser amüsante Gedanke liess mich meine Angespanntheit für einen Moment vergessen.

Dann kam ich endlich bei Adas Laden an. Die liebe Frau gab mir sofort einen warmen Tee. «Und Schätzchen, wie geht's denn so? Kummer und Sorgen, die du loslassen willst oder doch lieber Erzählstunde deiner lustigsten Erlebnisse?» Meine Vampirgedanken waren zwar lustig, trotzdem holten meine familiären Probleme mich wieder ein, und weil Ada in jüngeren Jahren Mentorin meiner Schule war, sprach ich mit ihr darüber.

Während Melancholie wegen meiner Erzählung in der Luft schwebte, wurde die Tür plötzlich aufgerissen. Jemand kam direkt in den Raum hinter der Kasse, in dem ich und Ada sassen.

Ein Mann, etwa 30, blonde Haare und Jeansjacke, hob die Hand zum Gruss, lief zu Ada, gab ihr einen Kuss auf die Wange und sagte: «Hallo Mama. Wie geht es dir?» Lächelnd erwiderte Ada: «Mir geht es gut mein Sohn. Was hat dich aus dem hektischen London hierher bewogen?» Der junge Mann erklärte, er wolle einen Besuch machen an seine liebe Mutter, dann sagte er an mich gewandt, dass er Jonathan heisse. Leider erzählte Ada ihm sofort mein Problem. Es war mir unangenehm. Nicht jeder, der neu kann, musste doch sofort wissen, dass wir knapp bei Kasse waren und dass es sich um eine Lüge handelte, an die hier jeder glaubte. «Aber sicher decken wir die Lüge sofort auf.» behauptete Jonathan nach genügend Details. «Weißt du, eigentlich darf es fast niemand wissen, aber in London bin ich im Geheimdienst. Also erzähl mir jedes Detail von dieser Geschichte, von diesem Herrn Kalker und deinem Vater, dann lösen wir das Problem.»

Wieder zuhause wollte ich sofort von Jonathan erzählen. Meine Mutter wirkte irgendwie erleichtert, als ich das Wohnzimmer betrat. «Kinder, ich habe einen Job.» sagte sie. «Es wird grosse Umstellung für euch sein, weil ich auch am Abend länger arbeiten muss. Papa wird sich nun vorerst um den Haushalt kümmern und auch ihr zwei müsst weitere Verantwortung übernehmen. Ich werde im Goldkaffee für die nächste Zeit arbeiten.» Meine Mutter hörte mit dem Arbeiten auf, als ich geboren wurde. Als Cindy auf die Welt kam, sagte sie, dass sie bis Cindy mindestens 13 Jahre alt sein würde, zu Hause bleibe. Sie machte den Haushalt, war immer für mich und Cindy da, aber half auch bei vielen ehrenamtlichen- oder Spendenprojekten mit. Zuerst hatte sie Angst, dass sie jetzt keinen Job bekommen würde, weil sie, naja, die Frau meines vermeintlich moralverdorbenen Vaters war. Doch die guten Taten, die sie seit eh und je tat, liess das Goldkaffee ein Herz fassen. «Es wird allmählich Zeit, dass ich endlich lerne, wie man Wäsche macht.» scherzte mein Vater.

Die nächste Zeit wurde tatsächlich anders. Die Januarferien waren vorbei und der Alltag startete wieder. Mit dem einzigen Unterschied, dass Mama das Geld brachte, wobei ihr Lohn viel tiefer war, als der, den Vater immer hatte. Montags brachte ich Cindy nach der Schule zum Goldkaffee, von da aus ging sie zu ihrem Tanzunterricht. Hoffentlich würde Jonathan endlich Beweise finden, sonst würde Cindy das Tanzen Ende Jahr aufgeben müssen.

Mit meinem Vater erlebte ich trotz der schwierigen Zeit sehr viele lustige Sachen. Und zwar wenn es ums Kochen ging und wir etwas anderes als Spaghetti und Tiefkühlpizza essen wollten. Das Herumexperimentieren endete manchmal mit verbrannten Omeletten oder verschmutzter Küche, wenn es Spiegelei gab. Doch mit der Zeit wurden unsere Kochkünste besser.

An einem Abend, an dem ich Cindy zum Goldkaffee begleitete, schaute sie mich mit ihren Kulleraugen an und sagte: «Weisst du was? Mama und Papa haben bald ihren 17. Hochzeitstag. Was wollen wir für sie machen?» Früher, da schenken wir ihnen einmal im Jahr am Hochzeitstag etwas Kostspieliges. Sauna, 3-Sterne-Hotel-Übernachtung, etwas für die ganze Familie, wie in einen Freizeitpark zu gehen oder eine Wanderung mit Übernachtung in einer Berghütte. Klar, das Geld war von unseren Eltern selbst. Aber die Überraschung war von uns und das war das Wichtigste. «Wir können Geld nicht für sowas ausgeben, Cindy. Das weißt du.» Und obwohl meine Schwester fünf Jahre jünger als ich war, war ich in vielen Ansichten von ihr positiv verblüfft. So wie dieses Mal. «Aber hör zu. Wir machen etwas, was günstig ist, aber von Herzen. Zum Beispiel gebrannte Mandeln.» Ich musste lachen, doch bei genauerem Überlegen gab ich meiner Schwester einen Kuss, weil sie doch unglaublich klug war. Und süß. So wie gebrannte Mandeln.

Am nächsten Sonntag, als mein Vater und meine Mutter zusammen einen Spaziergang machten, waren Cindy und ich fest entschlossen die gebrannten Mandeln zuzubereiten. Ich goss Wasser in die Pfanne und gab reichlich Zucker dazu. «Hier noch ein bisschen Zimt. Gibt dem Ganzen noch mehr Geschmack.» erklärte Cindy fachmännisch. Während der Zucker aufkochte, holte Cindy einen Zettel und Farbstifte. «Ich schreibe ein Gedicht für ihren Hochzeitstag. Zu den gebrannten Mandeln dazu.» Ich half ihr zu dichten und vergass fast meine Mandeln in die Pfanne zu schütten. Also bat ich Cindy allein das Gedicht zu erfinden und kümmerte mich um das blubbernde, süß schmeckende Essen in der Pfanne. Während ich rührte, stiess der Geschmack der gebrannten Mandeln in meine Nase. Er war fröhlich, süß und warm. Er erinnerte mich an den Weihnachtsmarkt letztes Jahr. Ja, dann, als alles noch gut war. Als wir eine wohlhabende Familie waren, und bessere Geschenke hatten, besseres als Mandeln mit Zucker. Ich sog den Duft ein und erinnerte mich an die unbeschwerte Zeit, die so schnell vorbeiging. Melancholie verbreitete sich in mir und eine Träne kullerte über meine Wange. «Ey, du verbrennst die Mandeln. Willst du Mandel, Zucker, Zimt mit verbranntem Geschmack?» Meine Melancholie verpuffte und schnell streute ich die zum Glück noch gerade gebrannten und nicht verbrannten Mandeln auf ein Blech zum Abkühlen. «Nächstes Jahr können wir sie auf dem Weihnachtsmarkt verkaufen, was meinst du?» fragte Cindy übermotiviert. «Probieren geht über Studieren!» entgegnete ich grinsend. Irgendwie war meine Schwester immer so aufgestellt. Wenn ich es genau überlegte, war ich die Einzige, die das Gute an der Sache nicht erkannte. Oder nicht erkennen wollte. Weil genug Geld haben doch viel schöner war, als knapp bei Kasse zu sein. Wäre es nicht komisch, wenn ich trotz wenigem Geld glücklich wäre?

Mama mochte ihren Job, Papa fand es interessant für eine Zeit mal den Haushalt zu machen und Cindy war sowieso aufgestellt. Und ich? Ich war glücklich und versuchte trotzdem die

frühere Zeit nicht loszulassen. Also fasste ich ein Herz und erlaubte mir auch jetzt zufrieden zu sein.

Dann war der Hochzeitstag. «Aufstehen. Wir decken Mama und Papa den Frühstückstisch.

Komm, das macht ihnen bestimmt Freude.» Cindy riss meine Bettdecke weg und hechelte wie ein Hund: «Komm, schnell, komm.» Also bereiteten wir den Tisch vor. Dann standen Mama und Papa auf. «Guten Morgen Kinder. Gut geschlafen?» nuschelte Papa, ohne den Blick zu heben. Doch Mama viel der Kinnladen herunter. «Kinder, ihr habt den Tisch gedeckt. Wie aufmerksam von euch.» Cindy konnte kaum abwarten, bis unsere Eltern sich hinsassen, dann plapperte sie los. «Ihr habt heute euren 17. Hochzeitstag. Und etwas Grosses zu schenken wäre teuer. Also zumindest für dieses Jahr, nächstes Jahr haben wir sicher wieder genug Geld. Also auf jedem Fall haben wir für euch was Feines gemacht. Tataa...» Cindy zwinkerte mir gekonnt zu und ich streckte eine Tüte mit gebrannten Mandeln heraus und gab sie unseren lieben Eltern. Bevor sie Zeit hatten zu probieren, trug meine Schwester ihr Gedicht vor. Unsere Eltern strahlten. «Kinder. Das ist so lieb von euch. Kommt in unsere Arme, wir lieben euch.» Dann nach der Umarmung durften wir auch von unseren Mandeln probieren. Ich glaubte es nicht. Die waren soo lecker! Ich war glücklich. Meine Familie war glücklich. Wir waren glücklich.

Mitten in diesem freudigen Moment, klingelte das Telefon. Ich nahm den Hörer ab und jemanden, den ich fast vergessen hatte, antwortete. «Guten Tag. Hier ist Jonathan. Du weißt, der Sohn von Ada. Ich habe eine gute Nachricht. Die Unschuld deines Vaters ist bewiesen. Ich habe handfeste Beweise.»

Ende

1. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Ladina Cina, 3D

Gänseblümchen-Orakel

Er liebt mich, er liebt mich nicht, sie liebt mich, sie liebt mich nicht... Wer kennt es nicht, das kindlich-unschuldige Abzählspiel mit dem Gänseblümchen. Die zarten weissen Blütenblätter stehen für die Unschuld und Reinheit der vielleicht ersten grossen Liebe und Zuneigung. *«Bedenk, dass das demütigste aller Gänseblümchen verführerischer ist als die stolzeste und glänzendste Dornrose, die uns im Frühling mit ihren durchdringenden Düften und ihren lebhaften Farben verlockt»* - meinte schon Honoré de Balzac. In Ladina Cinas Text «Gänseblümchen-Orakel» wähnt man sich als Leser:in anfangs in einer unschuldigen und reinen Welt, in der ein erzählendes Ich sanft in die romantische Welt des Verliebtseins eintaucht, sich den Gefühlen wie Zuneigung, Zweifel, Glück, Irritation und Unsicherheit hinzugeben scheint, in der Hoffnung, dass das Orakel doch rechtbehalten möge und man seine grosse Liebe gefunden hat, um dann jedoch zu realisieren, dass es da noch eine andere, nämlich SIE gibt. Dieser Bruch in der Liebeserfahrung lässt sich dann auch in der Wortwahl erahnen, verdrängen nun rationale Wörter wie «strategisch» oder «kalkulieren» die sinnlichen, sanften Begriffe des ersten Teils. Nun nimmt die Erzählung Fahrt auf, wird hektischer und lauter. Der jungen Autorin gelingt es, auch die wahnhaften, irrationalen und teils wahnsinnigen Aspekte der Liebe einzufangen, die einen faszinieren und erfreuen, aber auch ängstigen und verstören können, bis schliesslich das verführende Gänseblümchen zur dummen Blume wird und das unschuldige Weiss sich in ein Blutrot wandelt.

Andreas Imobderdorf

Gänseblümchen-Orakel

Er liebt mich? - Oh ja, ganz klar. Ein wirklich guter Scherz. Nein, das ist keine Liebe, wir beide kommen ganz gut ohne dieses Drama zurecht. Ausserdem ist Liebe ein wirklich starkes Wort; Erkennen wir heutzutage überhaupt noch, welche Bedeutung es hat? Und was sollte denn - ganz realistisch gesehen - passieren, falls dieses Orakel Recht hätte? Dass er auf Knien um meine Aufmerksamkeit bettelt? Ja genau, und ich bin Goethe.

Er liebt mich nicht. – Das sagte ich doch. Wieso sollte er auch? Ich sehe keinen Grund dazu. Ausserdem habe ich momentan keine Zeit für dieses kitschige Liebesgedusel. Eine solche Bindung erfordert Pflege und Aufmerksamkeit, welche ich im Moment einfach nicht aufbringen könnte. Und ich möchte mich nicht in eine Situation bringen, von der ich schon jetzt weiss, dass sie in unser beider Unglück enden wird.

Er liebt mich? - Könnte es denn sein? Ich glaube ihn dabei zu erwischen, wie er mich ansieht. Es bringt mein Herz zum Leuchten, aber ich weiss nicht, ob ich mir eingestehen will, warum. Dieses Gefühl, wenn ich an ihn denke, ist wie die aufgehende Sonne. Bin ich bereit, mich seinem Bann hinzugeben? Es scheint mir nicht mehr so unwahrscheinlich, diese Frage mit Ja zu beantworten. Wir werden sehen.

Er liebt mich nicht... – Nein, ganz sicher nicht. Das waren Zufälle, Missverständnisse, Irrtümer. Ich habe das alles völlig falsch eingeschätzt. Habe ich mir diese Blume zu sehr zu Herzen genommen und mit ihren Blüten das Licht der Vernunft von mir abschirmen lassen? Zumindest sehe ich jetzt, dass er nichts empfindet und ich weiss auch, dass ich schnellstmöglich vergessen sollte, was auch immer das war. Ich lag falsch. Schon wieder. Doch ich weiss nicht einmal, was ich davon halten soll. Es fühlt sich an, als ob meine Gedanken mich verschlingen würden, hätten sie die Gelegenheit dazu. Wie viel Herzschmerz kann ein Mensch eigentlich ertragen, bevor er daran zerbricht? Kann ich meinem eigenen Urteil überhaupt noch vertrauen? Es hat mich ja schon oft genug im Stich gelassen.

Er liebt mich! – Ich bin mir sicher! Die Erkenntnis ist befreiend. Ich könnte singen, ich könnte tanzen, ich könnte vor Glück losschreien. Die ganze Welt soll an meiner Freude teilhaben! Seine Gegenwart schenkt mir Geborgenheit, die Schatten können mir bei ihm nichts anhaben. In seinen leuchtenden Augen finde ich Sicherheit. Ich fühle mich bestätigt in allem, was er tut, was er sagt. Die Zeit der Zweifel ist vorbei. Ich fliege, ich schwebe. Der Sonne, meinem Licht entgegen.

Er liebt MICH nicht – Ich falle, aber ich schreie nicht. Meine Flügel, verbrannt von der verräterischen Lohe. Warum sollte er mich lieben? Er weiss doch wahrscheinlich nicht einmal, dass ich existiere. Wie auch? Er hat ja nur Augen für *Sie*. Oh, ich habe seine Blicke gesehen. Seine Gesten, sein Lachen, ihre Zweisamkeit. *Sie* ist seine Sonne und er kreist nur um *Sie*. Wie hatte ich je glauben können, er liebe mich? *Sie* ist doch so viel besser, so viel schöner, so viel witziger, so viel aufgeschlossener, so viel angenehmer, so viel... nun ja, perfekter. Das Einzige, was mir jetzt noch bleibt, ist, zu versuchen darüber hinwegzukommen. Aber ich sehe unsere zwei Turteltäubchen jeden Tag. So nahe. So vertraut. Ich habe mir noch nie so sehr gewünscht

an jemandes Stelle zu stehen. Sie hat ihn nicht verdient. Ich bin mir sicher, dass sie innerlich nur darauf wartet, ihm das Herz brechen zu können. Nein, sie hat ihn nicht verdient.

Er LIEBT mich!! – Ja, ich bin mir ganz sicher! Wie konnte ich nur zweifeln? Er ist mein Anker in dieser trostlosen Einöde, seine Präsenz versüsst meinen Tag. Egal wohin ich gehe, er ist bei mir, und sei es nur in meinen Gedanken. Es scheint, als würde das Universum uns zusammenführen, wo immer es auch die Gelegenheit dazu bekommt. Alles scheint sich zu unseren Gunsten zu richten. Ich war mir noch nie so sicher. Sogar die anderen bemerken eine Veränderung, sagen sie. Und sie haben Recht. Alles ist kalkuliert. Ich lasse mich strategisch ein Teil seines Lebens werden, wo auch immer möglich. Eine Kunst, wage ich zu sagen. Und das Resultat meiner Bemühungen wird - nein muss unser Glück sein!

Er liebt mich NICHT?! – Nein, das glaube ich nicht. Alles war perfekt! Ich habe alles perfekt gemacht! Diese Lügner wollten mir zuerst weismachen, er liebe mich tatsächlich und versuchen nun zu erklären, er liebe mich nicht. Sie müssen es nicht mal sagen, damit ich weiss, dass sie es so meinen. Und ich habe ihnen vertraut. Meine letzte Verbindung zur Hoffnung ist weg, er ist weg und sie sollen verschwinden. Doch schon kommen sie mit ihren grässlichen Mitleidsfratzen und versuchen mich zu trösten. Aber ich empfinde keine Trauer, nur pure Rage. Wieso höre ich ihnen überhaupt noch zu? Sie sind Heuchler, Lügner, Saboteure meines perfekten Glücks. Und sie werden es bereuen mich hintergangen zu haben.

ER LIEBT MICH!!! – Ja, ja, ja, ja, ja, ja, natürlich! Er muss mich lieben, es ist klar, dass er mich liebt, er kann nur mich lieben! Er gehört zu mir mit jeder Faser, jedem Gedanken, jeder Tat. Es kann nicht mehr lange dauern, bis auch er das einsieht! Dann muss er sich eingestehen, dass wir zusammengehören! Wir waren die Konstante in diesem und allen vorherigen Leben, wir sind das Ewige, das Unendliche, man kann sich uns nicht in den Weg stellen, es wäre Blasphemie, Ketzerei, ein Sakrileg! Oh, schimmernder, von Sternen erleuchteter Himmel, wessen Pforten sich mir öffnen, wenn ich an die Zukunft denke, die Zukunft mit ihm. Was lohnt es sich denn noch zu existieren, wenn ich es nicht an seiner Seite tun kann? Und dann wagen sie unser Glück zu trüben, behaupten, ich übertreibe, ich sei hyperfixiert, es sei nicht mehr gesund! Nein, ich schwebe in der paradiesischen Ekstase, im Licht seiner Blicke, die kein Grauen vermitteln, wie sie es behaupten, im Gegenteil. Sie sind doch nur voller Neid in ihren unerfüllten Herzen, voller Neid auf das, was wir haben. Niemand versteht, was wir haben

ER LIEBT MICH NICHT?! – Nein, nein, nein! Das ist nicht wahr! Dummes Orakel, wie wagst du es, zu behaupten, er liebe mich nicht! Alles war vollkommen, bis du dein falsches Urteil sprechen musstest. Du kannst nicht Recht haben, du primitives, vergängliches Unkraut! Deine Blüten sollen schneller zwischen meinen Fingern zerrinnen als IHR Lebensfunke. Ich verstehe nicht, wie du die Wahrheit sprechen sollst, denn ich habe mich doch um *Sie* gekümmert, *Sie* ist kein Hindernis mehr. Oder verfolgt sie mich aus dem Abgrund der Grube? Dumme, dumme, dumme, Blume.

Ja, sie ist ein Schandfleck ihrer Spezies. Gedankenversunken lasse ich mein Messer im fahlen Kellerlicht aufblitzen. Wie lächerlich, zu meinen, er liebe mich nicht.

Und falls sie Recht behalten sollte, dann bringe ich ihn dazu.

2. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Valentina Mooser, 3C

Gefangen im Spiegel

«Wie viel wiegt mein Leben?», fragt sich die Protagonistin in Valentina Moosers Text «Gefangen im Spiegel». Die doppeldeutige Frage reflektiert die innere Zerrissenheit der Protagonistin und bringt ihre Verzweiflung in nur fünf Worten auf den Punkt. Valentina nimmt die Leserin mit in die Gedankenwelt einer an Anorexie erkrankten Person – eine Welt voller Zwiespalt, Widersprüchlichkeit und Hilflosigkeit. Schonungslos und unverblümt beschreibt die Protagonistin ihren Körper im Spiegelbild, vergleicht das Bild mit einer Leiche, um im übernächsten Satz zum Schluss zu kommen, sie sei dennoch zu dick.

In mehreren Situationen zeigt Valentina Mooser den Teufelskreis der Magersucht eindrücklich auf. So gross die Verzweiflung, so qualvoll der Alltag, so einfach die Antwort, die Feststellung: «Ich bin zu dick!»

Valentina schafft es dabei, nicht in Plattitüden abzudriften, und bietet auch keine vermeintlichen Lösungen an. Vielmehr bleibt am Ende des Textes der Konflikt der Protagonistin bestehen – in all seiner Brutalität.

Franco Arnold

Gefangen im Spiegel

Die Ziffern auf meinem Wecker zeigten 03.21 Uhr. Schlaflosigkeit umklammerte mich wie ein eiskalter Schatten. Meine Gedanken kreisten wild hin und her, wie ein Karussell, das niemals zum Stillstand kommt. Doch es war kein lustiges Karussell auf dem Jahrmarkt, auf welches man freiwillig ging. Vielmehr war es ein Strudel, ein schwarzes Loch, das mich mit jeder Sekunde tiefer in die Verzweiflung zog und eine Flucht unmöglich machte. Ein Empfinden von Übelkeit machte sich in mir breit. Mein Atem war unregelmässig und der Puls hämmerte gegen meine Schläfen. Nassgeschwitzt schlug ich die Bettdecke von mir und machte das Licht an. Mir war bewusst, dass die Panik mich gleich in ihren Besitz nehmen und überrumpeln würde. Wie ein Tsunami: Man sieht die riesige Welle zwar kommen, doch ist machtlos gegen sie.

Bereits so viele vergangene Nächte hatte ich versucht, die Stimme in meinem Kopf zu ersticken, meine Panik zu bändigen - vergeblich. Sie schien mich fast zu erdrücken, zu erwürgen, wie eine unsichtbare Hand, die meinen Nacken umklammerte und gnadenlos zudrückte.

Tränen liefen heiss über meine Wangen. Ich wollte sie zurückzuhalten, doch sie flossen einfach. Ein Kampf, den ich längst verloren hatte. Ich spürte jede einzelne auf den Poren meiner Haut. Es war, als würden ihre Spuren dunkle Schatten auf meinen Wangen hinterlassen. Die Frage hallte in meinem Kopf wider, während die Panik immer noch die Macht über mich hatte:

„Wie viel wiegt mein Leben?“

Obwohl diese innere Stimme mich halb wahnsinnig machte, trieb sie mich aus dem Bett und zog mich zum Spiegel. Behutsam setzte ich einen Fuss vor den anderen. Es war ein eigenartiges Gefühl, sich dem reflektierenden Glas zu nähern. Ein Teil von mir sträubte sich, wollte der Wahrheit auf keinen Fall ins Gesicht blicken, eine andere Seite von mir wurde beinahe magisch angezogen.

Dieser Spiegel war seit Monaten mein treuer Freund.

Seit dem Tag, als mein Leben aus den Fugen geraten war.

Seit dem Tag, als man mich ausgelacht hatte, weil ich zu dick sei.

Seit dem Tag, als das Bild meiner perfekten Familie durch die Scheidung meiner Eltern zerschlagen worden war.

Langsam zog ich meinen viel zu grossen Hoodie aus und schlüpfte aus meinen Trainerhosen. Die Socken und das Unterhemd folgten, bis ich nur noch in Unterwäsche dastand.

Tief atmete ich noch einmal ein und nahm meinen ganzen Mut zusammen, bevor ich den Kopf hob.

Ich betrachtete mich selbst und drehte mich zögernd um.

Ich griff mir an die Hüftknochen. Unter meinen Fingerkuppen spürte ich lediglich einen hauchdünnen und straff gespannten Fetzen Haut und gleich darunter das harte Gebilde meines Skeletts. Kantig standen die Knochen überall hervor. Die Rippen konnte man alle einzeln sehen und ragten wie düstere Skulpturen hervor. Von meinen Brüsten und meinem Hintern war nichts mehr zu erkennen. Ich sah aus wie eine Leiche, welche durch irgendeinen unbekannten Trieb wundersamerweise noch am Leben gehalten wurde.

Mein Körper glich dem Spiegelbild eines verlorenen Geistes, der von Selbstzweifeln und Selbstzerstörung gezeichnet war.

„Ich bin zu dick!“

Doch für mich war es noch nicht genug. Vor meinem inneren Auge sah ich immer noch das kleine, pummelige Mädchen von früher. „Noch ein paar Kilos weg!“, spukte es in meinem Innern. Ich hatte die Perfektion noch nicht erreicht.

„Wie viel wiegt mein Leben?“

Ich machte einen Schritt nach vorne und betrachtete mein Gesicht. Es war schon erstaunlich, was sich darin alles verändert hatte. Und damit meinte ich nicht nur die massiv markant hervorstehenden Wangenknochen. Es war, als wäre das, was ich im Spiegel sah, ein präzises Abbild meiner Seele. Dem Ort, wo ich eigentlich schon tot war. Von der glücklichen, motivierten und lebensfröhlichen jungen Frau war nichts mehr zu sehen. Die Augen, die einst noch an ein junges, quirliges Rehkitz erinnert hatten und Harmonie und Frieden spiegelten, waren nicht mehr wiederzuerkennen. Sie waren wie ein zugefrorener See, unter dem alle meine Gefühle völlig begraben waren. Um das Ganze noch zu betonen, waren sie von dunklen Schatten umrandet, welche mich ständig an die unzähligen schlaflosen Nächte erinnerten. Meine Mundwinkel zeigten nicht gen Himmel, sondern konstant nach unten. So lange Zeit hatte ich keine Freude mehr gespürt.

Tiefe Grübelfalten kennzeichneten meine Stirn.

Die Haare hingen kraftlos und fettig herunter, sie hatten jeglichen Glanz verloren.

Auch meine Haut war nicht mehr dieselbe. Sie wirkte blass und beinahe durchscheinend, als ob jegliche Lebenskraft aus ihr gesogen worden war.

Mein eigener Anblick erinnerte mich an einen elenden Haufen Asche. Die Flammen des Feuers waren längst erloschen, und das würde auch für immer so bleiben. Man konnte nichts mehr damit anfangen.

Schon wieder liefen diese verdammten Tränen aus meinen Augen und ich fing plötzlich an zu schluchzen. „Sei kein Kind und reiss dich zusammen!“, redete ich mir ein und hielt die Luft an, um das Weinen zu unterdrücken.

Trotzdem musste ich schlagartig einen Schritt zurückmachen. Die Realität erschütterte mich dieses Mal mehr als erwartet. Sie überrumpelte mich regelrecht.

„Ich bin zu dick!“

Mitten in meinen Gedanken durchzuckte plötzlich ein stechender Schmerz meinen Körper. Er kam so unerwartet und traf mich mit einer derartigen Wucht, dass er mich in die Knie zwang. Vor Schmerz schrie ich auf. Ich suchte nach einem Halt, doch da war nichts. Vor meinen Augen drehte sich alles und weisse Sterne traten in mein Blickfeld. Ich hatte keine Kontrolle mehr über meinen Körper. Erschöpfung durchzog mich vom Kopf bis zum kleinen Zeh wie Sand in einer Sanduhr, der langsam nach unten rieselt und jegliche Energie mit sich nimmt. Als ich zusammenbrach, schlug ich an der Kante meines Schminktisches hart an. Die Blumenvase fiel herunter und durchschnitt die Stille der Nacht mit einem ohrenbetäubenden Krach. Mit einem fast gleich lauten Knall schlug mein Schädel auf dem harten Boden auf.

Ich spürte die Risse überall. Nicht nur die der Vase, sondern auch meine eigenen. Sie waren überall und breiteten sich unaufhaltsam aus. Jede Hoffnung in mir war endgültig erloschen. Ein furchtbarer Weinkrampf schüttelte mich und vor mir sah ich einen endlosen Tunnel, aber ohne Licht am Ende.

Verzweifelt und niedergeschlagen lag ich auf dem Boden meines Zimmers, als wenige Sekunden später die Tür aufging und meine Mutter hereinstürmte. Zwischen uns hing eine Frage in der Luft, die wie der Nachhall einer längst vergangenen Melodie klang:

„Wie viel ist mir mein Leben noch wert?“

Ich wusste es nicht.

3. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Sarah Amacker, 3A

Die Zeilen einer Schauspielerin

Die Zeilen einer Schauspielerin ist ein Text, der zum Denken anregt. Die innere Zerrissenheit zwischen «Ich sein» und «eine Rolle spielen, um zu gefallen», wird poetisch aufgezeigt. Dabei kommt die Poesie in Form und Tempo gefällig und variabel daher. Gekonnt platziert die Autorin angenehme Pausen. So erhält die Leserin oder der Leser bereits beim Lesen Raum und Zeit, sich Gedanken zu machen. Innezuhalten.

Schmerzlich nach Applaus und Stille fragend, vermittelt der Text unausweichlich, dass die Liebe, auch die Selbstliebe, stets auf radikaler Ehrlichkeit basieren muss. Doch wer von uns ist wirklich ehrlich? Sind wir nicht alle Schauspieler? Und so bleibt der Autorin gegen Ende des Textes hin die Hoffnung und die Sehnsucht, vielleicht auf den Strassen in jemanden hineinzurennen, bei dem sie kein Skript braucht, bei dem sie selber ihre Zeilen schreiben kann. Jemanden, bei dem sie nicht lügen muss. Bei dem sie «Ich sein» kann.

Sarah Amacker, herzliche Gratulation zu einem gelungenen Text, der Gedanken auslöst.

Dominik Knubel

Die Zeilen einer Schauspielerin

Ich kann nicht mit dir sprechen, wenn ich die Worte denke, sie aber nie laut ausspreche.

Ansehen will ich dich nicht, weil ich nicht wieder alles sehen kann.

Doch ich muss es sehen.

Jeden Tag.

Dich.

Alles, obwohl ich doch nicht nachträglich sein möchte.

Wütend, gar rasend kann ich werden, doch ich möchte doch nur still sein.

Ich sein.

Aber das kann ich nicht, wenn du mich ansiehst, aber nicht das sehen willst, was ich bin.

Freunde könnten wir sein oder sind es irgendwie und doch verfluche ich es jeden Tag. Nicht dich, sicherlich nicht, sondern das, was wir uns vorlügen.

Sehe das nur ich, dein Lächeln, deine Augen, dich?

Es passt nicht.

Wir reden, doch reden nicht wirklich, wir sehen uns an, aber sehen nichts.

Was sollten wir auch sehen?

Nichts ist durchsichtig.

Wie mein Chemielehrer zu pflegen sagt, ist das nicht mit farblos gleichzusetzen.

Durchsichtig kann bunt sein.

Ich möchte Farben, aber ein durchsichtiges Gelb reicht mir nicht.

Nicht mehr.

Ich kann das nicht mehr mitspielen und doch stecke ich mitten in der Aufführung, in einem Stück, dessen Inhalt ich nicht mehr mag.

Aber wenn man eine Rolle spielt, ist man ja nicht sich selbst.

Das bin nicht ich, die den Stift hochhebt, obwohl er Tonnen wiegen könnte, nicht ich, die das Gesagte so meint,
das ist sie.

Meine Rolle.

Die Rolle, die ich bei dir sein muss.

Ich bin sie.

Oder ist sie ich?

Ich weiß es nicht mehr.

Irgendwann, sage ich mir, wird sich der rote Vorhang schließen.

Wird das Publikum applaudierend nach uns rufen?

Wird Stille herrschen?

So oder so, das Stück wird vorbei sein.

Sie kennt das Ende, ich noch nicht.

Aber sie wird gehen – zusammen mit dir.

Denn das wird die letzte Aufführung gewesen sein.

Und ich werde verschwinden, bevor der Vorhang wieder aufgeht,
denn Lügen haben kurze Beine.

Deswegen werde ich durch die Straßen rennen und vielleicht in jemanden hinein,
bei dem ich kein Skript brauche,
bei dem ich selbst meine Zeilen schreibe.

Das wäre meine Geschichte.

So würde ich sie schreiben.

Doch ich bin nur Schauspielerin,
nicht die Schreiberin selbst.

-Ende-

1. Preis (ex aequo)

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Mattéo Werlen, 4A

Als die tote Sprache zur tötenden ward

Aktueller kann ein Text kaum sein. In einer Zeit, in der man sich sowohl am Stammtisch als auch im akademischen Umfeld kontinuierlich fragt, was man eigentlich noch sagen darf, und wie man Gedachtes am besten in Worte verpackt, macht sich Mattéo Werlen in seiner Kurzgeschichte auf die Suche nach dem Wesen und dem Potential der Sprache, der deutschen Sprache, die auch und vor allem in letzter Zeit immer wieder für politische Zwecke benutzt und umgedeutet wird. «Remigration» und «Wohlfühldiktatur» lassen grüssen.

Mattéo zeigt hier exemplarisch und auf sehr hohem Niveau auf, wie eine Kurzgeschichte aufgebaut sein muss, wie sie wirken kann, und dass diese kleine prosaische Form zu Grossem fähig ist. Ein einziger Erzählstrang zieht sich hier durch (das kleine Problemchen mit dem «ranken jungen Mädchen» ist im Grunde höchstens eine Randnotiz wert) und zeigt auf, wie aus einer Idee eine Ideologie wird. Und wie gefährlich Ideologie sein kann. Am Ende wird jede noch so gut gemeinte revolutionäre Ideologie zu dem, was sie eigentlich bekämpfen wollte. Das hat bereits Schiller erkannt:

«Ich halte für Wahrheit [...], dass der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich zu schalten als nur immer der selbstüchtigste Despot, weil der Gegenstand von beider Bestrebungen in ihnen und nicht ausser ihnen wohnt [...].»

Die Geschichte endet, wie fast jede gute Geschichte, mit dem Tod. Und in gutem, altem Hochdeutsch.

Christian Scheuber

Als die tote Sprache zur tötenden ward

Ich heisse Heinrich und arbeite als Redakteur. Karl, fast nennenswerter Politiker, kein schlechter Poet und Dichter, doch vor allem grosser, talentierter und national berühmter Schriftsteller, dieser Mann der Sprache, zu dem alle hochschauen seit immer, das ist mein grosser Bruder.

Wir haben einen gemeinsamen Anfang genommen – als Brüder nicht erstaunlich –, dies in der Kölner Grossstadt, in gewisser Art unsere Kinderwiege. Zwei Dutzend Jahre gerafft und ich stehe weiterhin an demselben Orte, während mein Gegenüber zwei Schritte gegangen ist und sich im nächstgelegenen Bachemer Dorfe niedergelassen hat.

Heute geht er einmal die Woche in die Kirche, lebt im Genuss dahin auf seinem pompösen Anwesen und verdirbt jeden einzelnen Tag seiner Verlobten, Ottilies, eines bildhübschen Dorf Mädchens, das zu schön gewesen ist, um in den habelosen Fingern eines Bauern zu enden, jedoch zu dumm gewesen ist, um nicht auf dem Lande mit ihm einsam sein Leben dahinzudämmern.

Erste Szene – Wie jeden Monat stattet Heinrich Karl einen Besuch ab. Beide diskutieren gerade in Karls Schreibstube.

„Hier, ich war auf dem Markte“, spreche ich, einen Beutel auf den Schreibtisch meines Bruders hochschwingend, indes er selbst, über diesen gebückt, eifrig Briefe überfliegt.

„Auf dem Markte?“

Ich beginne, den Beutel zu entleeren.

„Habe dir etwas mitgebracht...“

Aus der Dürsterkeit entspringt eine Novelle nach der anderen...

„Aber, Bruder, ich habe erst in acht Monaten Geburtstag.“

„Ich weiss. Aber mecker nicht, jetzt, dass ich dir zum ersten Male etwas schenken kann.“

Er lässt die Post mit einem Seufzer fallen, richtet seinen Blick zu mir und schrickt zurück, da er den vor ihm aufgebäumten Novellen-Koloss plötzlich erblickt.

„Ei, Freund! Was hast du mir denn da alles mitgebracht!“ Er mustert den Stapel, liest die Betitelungen und Autoren. „Heine... Laube... ach, und Büchners Woyzeck! Schön, sehr schön! Beflügelt den Geist moderner Zeiten.“

Ich bereite mich, den Raum zu verlassen, und füge beiläufig an:

„Ach ja, das Buch zuunterst, dieses ist keine Novelle, sondern irgendeine Studie über moderne Sprachen. Es hiess, glaube ich: Unwiderlegbarer Beweis zum offen-...“

„... offenkundigen Zerfalle modern-europäischer Sprachen“, liest er ab.

„Richtig.“

„Was ein sonderbarer Titel.“ Er nimmt das letztgenannte Buch vom Stapel in seine Hände, schlägt es auf und begutachtet die Seiten. „Es ist nicht verlegt worden, das ist alles noch rohes Manuskript.“

„Der Trödler meinte, es sei Wissenschaftssprache – eine so komplizierte, dass es niemand haben wolle. Aber ich dachte mir: Du, du warst einer der Klügsten an der Universität und bist es immer noch, es gibt nichts, was die Mysterien dieser Welt dir vorenthalten könnten.“

Seine Augen haben die gekritzelten Seiten seither nicht verlassen, er stiert weiterhin ins Buch, als hätte man ihn eben geradezu dazu verflucht.

Zweite Szene – Eingang des Hauses

„Heinrich! Warte!“

Ich drücke die Türe, die ich einen Spaltbreit geöffnet habe, wieder zu und will mich umdrehen; doch ehe ich dies vollbracht habe, ragt unmittelbar vor meiner Nase ein rankes junges Mädchen und blickt mich erwartungsvoll an.

„Wohin gehst du so eilig? Nicht einmal mehr Zeit für’n Guten Tag? So weit ist’s gekommen also, wegen zwischen der Stadt und dem Dorfe...“

„Ach, sieh, ‘tilie, die alten Zeiten sind vorbei; jetzt ist jede Stunde, in der ich nicht an meinem Schreibtisch sitz’, drei Gulden, die die Zeitung mir nicht verschickt.“

Das Mädchen sieht enttäuscht aus. Darauf entgegnete es schliesslich:

„Ganz deinem Bruder nach... Wann ist es dir jemals ums Geld, ums Grosse und Viele gegangen, Heinrich? Werde nicht wie er. Hör, wie’s hier hohl tönt hier drin. Ich sag’ es dir: Werde nicht genau wie er.“

Dritte Szene – Heinrichs Büro, zwei Wochen später

Ich halte die Tageszeitung in der Hand. Gross und mittig auf dem Titelblatt steht: Rechtspolitiker Karl Kunze plädiert für Rechtschreibreform. Genau dann geht vor mir die Türe auf.

„Heinrich!“

„‘tilie!? Was tust du hier?“

„Er hat den Kopf verloren.“

„Wer?“

„Na, wer wohl. Er will die Rechtschreibung umändern, völlig!“

„Ich weiss, ich hab’s gesehen.“ Ich tippe auf die Zeitung. „Aber, wie kommt er darauf?!“

„Na, lies durch!“

Herr Kunze spricht von seinem Bestreben: „Mir ist erst vor Kurzem aufgefallen, wie unförmig und befremdlich die deutsche Rechtschreibung überhaupt geworden ist mit den Jahrzehnten und -hundertern ihrer Entartung. Volk, wir haben den Bezug zu den Wurzeln verloren. Wisst ihr noch, wie eure Väter und Urväter gesprochen? Wisst ihr noch, wie sie euch den Umgang mit der Sprache gelehrt? Wisst ihr noch, wie Gott ihnen diese Sprache beschert mit der Aufgabe, sie zu schonen, zu pflegen? Ei, wisst ihr es noch? Denn ich habe es auch nicht mehr gewusst, bevor man mir die Augen geöffnet. Fest bin ich entschlossen, Volk, zu unserem Ursprung, dem Worte Gottes, zurückzukehren und mit ihm Frieden zu schliessen, fest. Denn nur so finden wir Erlösung von dem Leide, das uns trifft, Tag für Tag, Sekunde für Sekunde. Somit setze ich ein neues Hochdeutsch in die Welt, welches sich Crönddeutsch nennt. Um dieses zu verwirklichen, lehnt sich die Konstitution der neuen Rechtschreibung an derjenigen des Französischen. So wie das Latein durch jeden Staben des Französischen durchschimmert,

so werden aus jedem unserer cröndeutschen Staben germanisch und stolz unsere Wurzeln erstrahlen. Volk, die Versöhnung mit der Vergangenheit sowie das Leben in Gott sind ein einziger Wortlaut entfernt. Lasst uns darnach langen und unser Morgen in unser erfolgreiches Gestern betten.“

Entgeistert lehne ich mich zurück.

„Gottgütiger, du hast recht: Er hat den Kopf verloren.“

Die Türe geht wieder auf, diesmal aber heftiger; ich raffe mich auf.

„Na, wusst’ ich’s doch, dass du hier dich rumtreibst!“

„Ach, Karl“, haucht Ottilie, da er sie am Arm packt.

„Aaah, Heinrich, du bist ja auch da! Und denn... schon gelesen, die Zeitung?“

Ich senke den Blick auf den Tisch, ehe ich ihn kopfschüttelnd wieder hebe.

„Das ist verrückt, Karl, sieh es ein. Du wirst scheitern, Bruder, das wirst du nicht durchsetzen können.“

„Was? Na, sieh mal einer an: Das eigene Blut zum Feinde!“

„Zum Feinde? Ich bin nicht dein Feind, Karl. Einzig, es wird an der Tatsache scheitern, werter Bruder, dass Sprache sich nicht zügeln oder in die Schranken weisen lässt. Sie ist ungestüm, wild, sie ist frei.“

Sein Blick hat sich immer mehr verdüstert, jetzt aber toben in seinen Iriden die Geister und schlagen trommelnd den Takt der Wut.

„Wohlan, Fremder, wir wollen euch nicht länger stören“, wendet Karl sich von mir ab und schreitet auf die Türe zu. „Ottilie, kommst du?“

„Ich bleibe hier, Karl... es tut mir leid.“

„Na, was ein Ding! Nicht wahr, Heinrich? Verliert man den Bruder, wird einem noch die Verlobte abtrünnig.“

Er erhebt den Arm, um auszuholen, da springe ich dazwischen:

„Lass sie!“

Er hält verwirrt inne, schaut mich verdrossen an und murmelt:

„Ich seh’. Und das noch mit dem Fremden, den ich einst Bruder genannt.“

Vierte Szene – eine Bäckerei in Köln, sieben Monate später

„Guoten Tac!“, empfängt mich eine Maid mit breitem Lächeln.

„Guten... Guten Tag.“ Welch ein sonderbarer Akzent, denke ich. „Bitte ein Uckermärker Apfelbrot und einen Laib Roggenbrot.“

„Wiœ ihr wünschet. Das makhet danne zwei Gulden.“

Na, jetzt wird es mir doch zu bunt. Indes ich ihr die paar Taler reiche, frage ich:

„Verzeihung, woher... woher stammt ihr? Ich frage wegen des Akzentes.“

„Ikh bin Cölœenerin, thûrch und thûrch, mit jêdem Bluotstropphen. Aber die Sprache, es ist die neue Rekhtschreibung. Sie verdrehet einem jêden Laut und danne iergentwanne den Kopf. Schwere genuoge ist’s, zu wissæn, wêlche Staben gesprochen werden. Allso zu wissæn, wêlche nîcht, -. Aber was will man makhoen? Es ist die Sprache der Wissænschaffner und der hohen Leute in den Roben, die muoss man sikh aneigenen, sei es nûr mit Ach und Krach, die muoss man sikh ebæn aneigenen, um darzuzugehören.“

Ich habe Mühe, zuzunicken, angesichts der Absurdität des eben gehaltenen Gespräches.

„Danke, gute Maid. Einen schönen Tag und auf Wiedersehen.“
Ehe sie antworten kann, bin ich verschwunden.

Fünfte Szene – Heinrichs Wohnung, kurz darauf

„’tilie!“, stosse ich die Türe auf. „Die Welt spielt verrückt!“

„Ach, was ist dir, Heinrich? Wenn’s kein Brot mehr gegeben, ist’s nicht weiter wild, ich gehe morgen dahin.“

„Nein nein, nicht’s Brot. Es geht um die Rechtschreibreform, die von Karl.“ Ottilie setzt sich zu Tische und bittet mich, dasselbe zu tun. „Mich hat eine Bauernmaid bedient“, setze ich mich neben sie, „die hat keine Grenzen gezogen zwischen Schreibung und Sprechen. Sie sprach, wie sie schrieb. Sie dacht’, in Adelskreisen, man spräche so!“

„Ich weiss, Heinrich. Dass du das erst jetzt bemerkst!“

„Ich bin letzstens wohl zu wenig unter den Leuten gewesen.“

„Es wird allerorts so gesprochen, bei den Bauern, aber auch immer mehr in der Obrigkeit. Man hat mir Universitäten genannt, Heinrich, die so lehrten. Die armen Leut’, ich sag’s dir, die konnten schon vorher kein einfaches Hochdeutsch. Da alle plötzlich ein viel schwierigeres sprechen, wie sollen die jetzt welches lernen?“

Indes ich aus dem Fenster auf den Kirchturm stiere, brumme ich:

„Karl hat das sicher so gewollt. Er kann es listig, wenn er will. Du kennst ihn ja sogar besser als ich. Wenn’s drum geht, die Gesellschaft zu spalten, da ist ihm jedes Mittel recht.“

Ottilie legt ihre Hand auf die meine und drückt sich gegen mich. In mein Ohr raunt sie:

„Er hat lange genug seinen Unfug getrieben. Vielleicht bist du jetzt an der Reihe, etwas zu unternehmen. Denn Karl wird nicht aufgeben, du weisst das.“

Ich raffe mich auf, in meinen Augen blitzt es.

„Liebste, du hast recht. Ich darf und werde unser Volk nicht im Stich lassen.“

Zeitungsartikel

(Original in Cröndeutsch verfasst, hier Einfachheitshalber in modernes Hochdeutsch übersetzt.)

Zeitungsredakteur Heinrich Kunze publizierte heute Morgen, zwei Jahre nach demjenigen seines Bruders – des Reformisten Karl Kunzes –, seinen eigenen Vorschlag zur Reform der Sprache und der Rechtschreibung, der den seines Bruders in den Schatten stellen soll.

Seine Sprache nennt sich Volksdeutsch. Deren Leitsätze seien: die Kürzung mehrsilbiger Wörter in Anlehnung an das Englische, die Beseitigung von Konsonantenhäufungen und schliesslich die Einfachheit und Übersichtlichkeit der einhergehenden neuen Schreibung.

Zahlreich sind die Beamten und Bürger, welche diese zweite, laut ihnen überflüssige Reform missbilligen. Sie richte sich zu sehr an das ungebildete und ungelehrte Volk und lasse die lange und lobenswerte Tradition des Hochdeutsch völlig ausser Acht. Beispielsweise: de-Gspräch (ursprünglich: dem Gespräche), de-Bod (ursprünglich: der Boden) oder de-Kriol (ursprünglich: die Karriole).

Hinzu befürchte man einen Rückgang in der Klugheit der Sprecher, deren Geist beim Lernen der neuen Schreibung zu wenig angeregt werde.

Zu guter Letzt verliere die Sprache an Verständlichkeit und Klarheit, da durch die Verkürzung und Vereinfachung bestimmter Wörter Homophone entstünden. Beispielsweise: weil (Konj.) und Weil (Nomen, ursprünglich: Weile) oder See (Nomen) und seh (Verb, ursprünglich: sehen und sehe)

Eine auf dem Rathausplatz öffentlich gehaltene Debatte zwischen den zwei Reformisten Kunze läuft aus dem Ruder und muss nach sieben Minuten gestoppt werden.

Eine Wiedergabe des Dialogs (diesmal zur Authentizität ohne Übersetzung):

H.: „Gib zu, Herr Karl Kunze, dass ihr seit Beginn intendierte, nich nur d-Schreibung, sondern auch d-Sprach zu veränder. Dies, um d-gesellschaftlich Kluft zwischen Arm und Reich noch mehr aufzureiss.

K.: „Bitte, ikh erbitte eukh, lasset es mit eurer Bauernsprache und sprecht, wenne ihr dem Cröndeutsche nîcht gemessen, wenigstens in altem Hochdeutsche.“

H.: „Ich nehm dies als n Ja. Nu frag ich euch: Warum ds-Kruzifix vor d-völlich Zerstörung der Sprach schwing? Is dies nich de-grösst Widerspruch ihrer Karier? Is Sprach kein Gott verliehen Werkzeug, das Gott imm noch regiert? Geht d-Widerred nämlich Werkzeuchs nich gege das Wort Gottes?“

K.: „Erest thûrch meinen Eingriff makhe ikh aus der entarteten Sprache ein Werkzeug Gottes, erest danne.“

H.: „So sagt ihr also offen, dass ihr euch mit Gott vergleicht?“

K.: „Mit Gott? Denket ihr, ihr seiet frommer als mikh, mikh das zu fragen?“

H.: „Ihre Sprach is ne Krankei, n Tumor unter d-Sprachen! Gott gwoilt... eher für Gott sich ghalten.“

K.: „Nun zu eukh aber. Sprechet ihr so guote zu dem Volke, da ihr so guote mit den Frauen sprecht?“

H.: „Ich denk nich, dass dies zu sei hat. Zu de-Diskur trägt es nich bei.“

K.: „Ikh sehe das anders. Mir dünket, das Volk brodele nûr so darnach, zu wissæn, wiœ ihr das tuet, mit dem Verführen.“

H.: „Das is absurd, Karl. Hör damit auf.“

K.: „Vielleicht möget ihr uns allen erklären, Herr Heinrich Kunze, wiœ ihr so fromm vergebene Weiber verführet?“

H.: „Narre! Nu gehst du aber wirklich zu weit!“

Hier wurde die Aufzeichnung gestoppt. Laut Zeugen habe sich Heinrich Kunze kurz darauf auf seinen Gegner gestürzt, um ihn zu erdrosseln. Nach kurzem Raufen habe man die beiden auseinanderzerren können. Ein weiteres gemeinsames Auftreten beider Figuren bleibt bis auf Weiteres untersagt, eine Versöhnung beider Parteien dadurch umso unwahrscheinlicher. Die Zukunft unserer deutschen Sprache, sei sie im Crôn- oder im Volksdeutsch, bleibt eine ungewisse.

Brandheiss: Auf dem Marktplatze bricht nach Unruhen zwischen Anhängern des Cröndeutsch einerseits und des Volksdeutsch andererseits eine veritable Schlacht aus.

Ihren Anfang nahm sie in einem einfachen sprachlichen Missverständnis zweier Händler – der eine Anhänger des Cröndeutsch, der andere Anhänger des Volksdeutsch –, welches aber rasch eine politische Dimension bekam und wie ein Zyklon die umliegenden Menschenmassen in sich sog. Nach fünf Minuten fochten um die zwanzig Mann für ihre jeweilige Partei, nach zehn Minuten waren es fünfzig und nach zwanzig waren nicht minder als ein Dutzend Schwerverletzte und drei Tote zu beklagen. Erst nach Ausrücken der Ordnungsmacht lösten sich die Reihen, und die Massen stoben panisch von dannen. Noch nie zuvor hat das Land derart nach Einigung sich geseht. Ehe dies geschehen ist, muss jedermann noch jeden Tag mitleidig die eingefallenen Züge seines einst stolz vereinten Vaterlandes anblicken. Ist Versöhnung überhaupt noch möglich?

Letzte Szene – Nach dem Tage, der später als “(Grosse) Sprachschlacht” in die Geschichtsbücher eintreten wird, sitzen Bürger und Bauern, Anhänger des Crön- und Volksdeutsch, erstmals seit Jahren wieder zusammen an einem Tische, um festzulegen, welches Deutsch als dasjenige gemeinsamer Zukunft gelten soll.

Der Raum ist nach fünf Stunden Tumult und Aufruhr ganz von allein verstummt, jedermann hält den Atem an. Plötzlich spricht man: „Die Stimmen sind nun alle vergeben worden, 500 einschliesslich Enthaltungen.“ Ein kleiner, bärtiger Mann hat sich aufs Podium geschwungen, seine Hände schwitzend und der Atem schwer. Er beginnt, zitterig den Umschlag Fatums zu öffnen. Auf dem Podium rechts von ihm hält sich Karl hoffärtig aufrecht und schaut ergötzlich auf die brodelnde Audienz herab, links von ihm steht Heinrich und wirft einen letzten Blick nach Ottilie, die fast zuvorderst sitzt und sich vor Anspannung auf die Unterlippe beisst. Der Umschlag offenbart einen Zettel. Man liest: „Das Deutsch von Morgen, welches ab der Sekunde, da ich es genannt, als einzige Sprache sowohl in der Judikative, Legislative und Exekutive als auch im Umgang und beim einfachen Volk Geltung hat... Das Deutsch, welches, wenn seine Autorität nicht respektiert oder etwa in Frage gestellt wird, über die Freiheit verfügen wird, seine Schänder zu bestrafen und zur Rechenschaft zu ziehen...“ Heinrich dreht bei ebendiesen Worten ruckartig sein Haupt zu Karl. Letzterer überschaut immer noch belustigt die Reihen. Bange murmelt er: „Aber, davon war nie die Rede.“ „Das Deutsch, welches von seinen Sprechern samt Anhängern fordert, dass sie jeden Missbrauch, sei er schriftlich oder mündlich, von einem Bürger oder einem niederen Bauern, denunzieren, sodass seine absolute Autorität bewahrt wird... Dieses Deutsch...“ Der Saal gerät in Aufruhr, Einzelne stehen auf, beginnen zu schreien und klagen, bald sind es Dutzende, sie werden immer lauter, stürmen bald das Podium. Erstickt hört man nur mehr sagen: „Dieses Deutsch, das ist das Cröndeutsch.“ Sobald er das Wort genannt, wird der Mann überrannt. Hunderte Bauern drängen sich durch die Reihen, greifen zu den Waffen und überfallen das wehrlose Bürgertum. Ottilie rennt hoch zu Heinrich und drängt sich in seine Arme. Bald eilt Karl herbei; haben seine Züge eben noch selbstgewiss erschienen, übermannt sie nun der grässlichste Schrecken. Heinrich schreit ins hallende Getümmel: „Was hast du getan, Karl!?“ Da ertönt ein Schuss, und das ganze Gewühl duckt sich. „Fort! Fort! Mir nach!“, ruft Heinrich, ehe er Ottilies Arm ergreift und sie nach hinten in die Kulisse zerrt, Karl hinterher. „Nieder mit de-Tyrann!“ Ein zweiter Schuss ertönt, diesmal steigt aber ein schauerhaftes Gekreische im Saal auf und die Masse hält inne. Auf dem Podium, reglos zwischen beiden Brüdern, liegt leblos der Leib Ottilies.

Vier Tage später

Karl und ich stehen vor dem Grabe. Es schmücken es einige schneeweisse Nelken, Briefe und eine Handvoll Kerzen. Mir stehen die Tränen in den Augen. Meinem Bruder auch, doch er gäbe es niemals zu. In zarten Lettern eingemeisselt und von zwei Tauben umsäumt, schwingt sich eine Inschrift über den Grabstein – dies in gutem, altem Hochdeutsch.

1. Preis (ex aequo)

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Fabian Franzen, 4A

Janus

In seinem Text 'Janus' entfaltet Fabian Franzen eine faszinierende narrative Vielfalt, die den Leser in eine Welt der Extreme entführt. Im Zentrum der Erzählung ist die fortschreitende digitale Technologie, die die ‚schöne neue Welt‘ der künstlichen Intelligenz in einen dystopischen Albtraum verwandelt.

Die Geschichte, deren Titel sich auf Janus, den Gott des Anfangs und des Endes, bezieht, beginnt bezeichnenderweise mit einem Feuerwerk in der Silvesternacht, das das anbahnende Spannungsfeld zwischen traditioneller Ordnung und destruktivem Fortschritt eröffnet. Der Protagonist Jérôme Bosch ist der Vater der Maschine Janus, die, bläulich schimmernd, silbern glänzend, der Erdkugel auf dem verschlossenen Triptychon *Garten der Lüste* (ca. 1490-1500) von seinem Vorfahren Hieronymus Bosch auffallend ähnelt.

Die Referenz zu Hieronymus Bosch verleiht dem Text die zentrale Symbolik. Wird Boschs Triptychon geöffnet, tut sich dem Betrachter eine neue Welt auf, die vom Paradies über die Vergnügungen im Garten der Lüste direkt zur Hölle führt. Gleichermassen verdrängt die Geburt von Janus zwar die „schwarze Nacht“ und bringt das „Licht“ neuer Erkenntnis hervor, doch letztere entpuppt sich bald als Albtraum. Die Menschwerdung von Janus – die Kabel und Drähte der Maschine werden zu „menschlichen Adern“ – verleiht der Maschine eine Eigendynamik, die das von Bosch erschaffene Wesen in ein Monster verwandelt. Wie Frankenstein verliert sein Schöpfer die Kontrolle über das ‚bedrohliche Ungeheuer‘, das die Menschheit in eine dystopische Welt führt, die durch die künstliche Intelligenz in der Apokalypse endet.

Franzens vielschichtige Erzählung, durchzogen mit gut durchdachten intertextuellen Verweisen, lädt den Leser dazu ein, über die Grenzen des technologischen Fortschritts zu reflektieren, und gibt den Anstoss zu einer intensiven Auseinandersetzung mit den potenziellen Gefahren, die in der fortschreitenden digitalen Technologie lauern.

Roger Meyenberg

Janus

Der ohrenbetäubend laute Knall bunter Feuerwerke riss mich aus meinem tief in ein Glas starrenden Traum. Der Blick haftete noch einige Sekunden an jenem Glas in meiner Linken, welches gefüllt war mit alkoholfreiem Sekt und ich sah mich in der schmerzlichen Bestätigung des laufenden Silvesterabends ausgesetzt – jener Tag, der mir von allen 365 am meisten zuwider war. Ein Jahr vergangen, ein Jahr älter, ein Jahr weiser und genau ein Jahr ist es her, seit ich zur Kur in dieser Bergklinik eingeschrieben wurde. Die Höhenluft sollte mir gut tun sagte man mir, es wäre zu meinem Besten, ich könnte mich erholen, die Gedanken und Bilder vergessen. Denn ich wurde Zeuge, wie sich ein fahler Kerzenschein zur Urgewalt eines kosmischen Feuersturms erhob. Man hielt mich für einen Geistesgestörten, nannte mich einen vom Wahnsinn Besessenen. Ein Jahr ist es her, und nochmal eines davor stand ich bisweilen am Höhepunkt meiner Karriere.

Meinen ersten Bausatz für einen Heimrechner erhielt ich zu meinem elften Geburtstag vor zweiundvierzig Jahren. Von jenem Tag an war ich zutiefst angetan von den schier unermesslichen Chancen, welche uns die Technologie bot. Mit jedem weiteren Jahr, in dem ich heranwuchs, jedem neuen Fortschritt, welcher die Informatik erbrachte, intensivierte sich meine Faszination für jenes Fach wie ein Crescendo, was mich schliesslich als junger Mann an das höchst renommierte Institut für Technologie im amerikanischen Massachusetts führte. Während der folgenden Studienjahre wurden die Bauteile immer kleiner, immer raffinierter. Die Möglichkeiten, welche sich mit der Technologisierung boten, wurden immer bedeutender für die Menschheit. Digitale Telefone, Videozuschaltungen, die Vernetzung eines jeden Menschen auf dieser Erde. An der Universität lernte ich auch meinen späteren Freund und Forschungskollegen, den aus der nordfranzösischen Provinz stammenden Jérôme Bosch kennen – Ruhe er in Frieden. Bosch war ein Ausnahmetalent; Jahrgangsbester, beliebt bei den Frauen, ein junger Mann mit pionierverdächtigen Visionen und Ideen. Doch vom weiblichen Geschlecht wollte er nichts wissen, er sah einzig und allein den Fortschritt, welcher angetrieben werden musste und so taten wir – ich selber erhoffte mir bei ihm eine nützliche Nachhilfe für manch eine Klausur des alten Professors Kleyst – uns zusammen. Seine nächtlichen und nicht selten bierseligen Reden über die unvorstellbaren Möglichkeiten, deren Schlüssel wir nur noch zu finden pflegen mussten, zogen mich in seinen Bann. Ich war verzaubert und allein vom Zuhören baute sich in mir dieses erhabene Gefühl auf, als stünde man wie ein mit allen nötigen Mitteln gesegneter Gott da, um die Grundpfeiler für eine neue Ära zu stellen. Auf die Frage, woher Bosch diesen unerschöpflichen Quell an Fantasie bezog, diesen genialen Scharfsinn in sich trage, antwortete er stets immer mit einem lausbubenhaften Grinsen, sein Vorfahre sei der berühmte niederländische Maler Hieronymus Bosch gewesen, einer, der ausgerechnet wegen seiner masslos fantasiereichen und inhaltlich ihrer Zeit voraus gewesenen Gemälde unsterblichen Ruhm erlangte. Seiner Zeit voraus, das war Jérôme wahrhaftig und nicht weniger fantasievoll, denn konnte er sein Märchen über das Verwandtschaftsverhältnis mit seinem Namensvetter kaum erweisen – es verkümmerte zu einem amüsanten Witz auf Campusfeiern.

In den frühen zwanziger Jahren - wir beide hatten das Studium bereits längst beendet - läutete sich das von meinem Freund vorausgesagte neue Zeitalter schliesslich schneller als erwartet

ein; erstmals gelang es, künstliche Intelligenz massentauglich zu machen. Doch litt sie an Fehlern. Sie wiedergab nicht korrekte Antworten, sprach manchmal wirres Zeug und verfügte nicht über das nötige Wissen, um selbst komplizierteste mathematische Probleme zu lösen. Für Bosch waren diese künstlichen Intelligenzen nichts anderes als Spielzeug zum Zeitvertreib, ihre Entwickler Amateure – nicht jedoch eine ernstzunehmende wissenschaftliche Errungenschaft. Bosch strebte es nach mehr als die reine Imitation des menschlichen Verstandes. Er frönte danach, einen Verstand zu kreieren, welcher alles bis dahin Bekannte in den Schatten stellte, eine künstliche Intelligenz, welche selbst die schwierigsten Fragen beantworten und die verschleierte Geheimnisse des Kosmos aufdecken konnte. Seine Überzeugungskraft war überwältigend und so kauften wir für kleines Geld eine alte Militäranlage aus dem Weltkrieg, fünfzig Meter tief unter massiven Schweizer Alpengneis eingebettet, von jeglichen Umwelteinflüssen isoliert und richteten unser Forschungslabor ein. Dank seines dicht verwobenen Netzwerkes aus Kontakten stellte Jérôme eine Gruppe aus Wissenschaftlern mit den höchsten nur erdenkbaren Qualifikationen in Physik und Informatik zusammen. So vergingen unter Tage sieben lange, nervenzerreissende Jahre des Forschens, Experimentierens, Scheiterns, neu Beginnens und Entwickelns, bis es uns letztendlich gelang; wir trugen die Schlüssel zu den Pforten eines neuen Zeitalters, die marmornen Säulen, um einen neuen Epochenübergang zu markieren.

Eingepfercht in unserem Bunker stiessen wir an. Es war der Silvesterabend vor zwei Jahren. Während wir von den Feuerwerken fünfzig Meter über unseren Köpfen nichts wahrnahmen, war unser Blick, unsere gesamte Aufmerksamkeit auf diese mächtige, fünf Meter durchmessende Kugel gerichtet. Auf ihrer bläulich schimmernden, silbern glänzenden Oberfläche spiegelte sich die Kopie eines der bekannteren Gemälde Hieronymus Boschs, welches die mattgraue Wand gegenüber der Maschine schmückte. Jenes fantasievoll gestaltete Bildnis sollte uns stets das Ziel unserer gelungenen Arbeit vor Augen führen – das Unvorstellbare greifbar machen. Die zahlreichen Drähte, Schläuche und Kabel durchzogen die Kugel wie menschliche Adern. Die Knöpfe, Schalter und Anzeigen leuchteten in jeglichen Farbspektren, während vier Pulte mit Monitoren zur Steuerung der Maschine um sie herum angeordnet waren. Der Laborraum, welcher ausschliesslich durch diese Monitore und den blauen Nimbus der Sphäre erleuchtet war, nahm eine ganz eigenartige, nahezu weltfremde Atmosphäre an, welche mich erahnen liess, dass sich an jenem Ort, zu jener Zeit ein Ereignis höherer Dimension stattfinden sollte. Punkt Null Uhr, wo sich die Jahre ihre Hände zum Tausch des kalendarischen Stafettenstabes reichten, sollte Janus, wie wir unsere Maschine nannten, das Licht der Welt erblicken. Die schwarze Nacht, erhellt durch Janus, dem Licht, welches die dichten Nebel des Unbekannten klärt, neues Wissen, neue Weisheit stiftend. Die Korken knallten, der Champagner floss, wir Mitarbeiter feierten uns, den bahnbrechenden Erfolg und ich erkannte in Jérômes graublauen Augen eine feurige Mischung aus Stolz, Triumph und einem undefinierbaren Gefühl. Ob unseren Köpfen das Feuerwerk den Himmel erhellte - unter uns, in der Dunkelheit, kurz vor seiner Beschwörung; Janus.

Der Raum war zum Bersten geladen vor innerer Anspannung. Die Blicke aller Anwesenden waren auf die Maschine gerichtet und selbst die gemalten Figuren auf dem Gemälde schienen begierig auf die Geburt Janus' zu warten. All die Jahre der Arbeit, komprimiert auf diese riesige Sphäre. Welche Geheimnisse würde sie lüften, welches universales Wissen lag in ihr? Gespriesen

mit Daten aus den fünfzig weltgrössten Bibliotheken und in der Lage auf das gesamte Internet zuzugreifen, war das Potenzial, welches Janus besass, enorm. Krönend an der ganzen Sache und was Janus gegenüber den übrigen künstlichen Intelligenzen emporhob, war jedoch seine Fähigkeit, nicht nur aus bestehendem Wissen zu lernen und es zu wiedergeben, sondern darüber hinaus auf einer neuen Stufe der Intelligenz zu denken. Die Grenzen, welchen bis dahin ähnliche Maschinen gegeben waren, wurden überwunden, wie auch jene unseres eigenen primitiv denkenden Primatenverstandes gesprengt wurden. Der zwölfte Mitternachtsschlag erschallte und sein Klang hallte quer durch den stillen Raum hinaus in die Gänge und Flure des Bunkers. Janus' Schaltkreise nahmen ihre Arbeit auf, während sich sein Lichtkranz intensivierte und die Luft in rhythmische Schwingung zu versetzen schien. Aus seinem Inneren wich ein seltsames Summen, welches die Champagnergläser erzittern liess. In diesem Moment wussten wir alle, vom Geschehenen überwältigt in eine Starre versetzt, hier geschah Geschichte, hier wurden soeben die Weichen der Zukunft neu verlegt. Das laute Geräusch zweier zusammentreffender Hände durchbrach die nahezu heilige und durch Würde gespiesene Stille dieses beinahe schon lächerlichen Bildes von sechzehn Wissenschaftlern, welche um eine gross geratene Kugel geschart versammelt waren, als würden sie ein antikes Götterbild verehren. Dann ein zweites Händepaar, ein drittes und schliesslich übertönte der Applaus zu diesem weltbewegenden Erfolg jegliche technischen Geräte in diesem Raum. Janus war geboren. Er stand am Wendepunkt der Zeit. Hinter sich, die alte Welt, wie wir sie bis anhin kannten, vor sich, die ungewissen Wege einer neu zu definierenden Zukunft.

Die ersten Tage und Wochen befassten wir uns mit grundlegenden Tests, Untersuchungen und Ermittlungen zu Janus' Leistung. Seine Werte waren erschlagend. Die unglaubliche Leistungsfähigkeit dieser Maschine erwies sich grösser als zunächst kalkuliert. Mehrere Millionen Nachkommastellen der Kreiszahl Pi wurden innert weniger Minuten errechnet und die Entschlüsselung des Genoms einer Lilie war für Janus keine grosse Mühe. Für sämtliche grossen Wissenschaften, von der Biologie über Physik, von Astronomie zu Geographie, liessen wir Simulationen durchlaufen. Umlaufbahnen von Gestirnen, Wettermodelle, welche exakte weltweite Prognosen für die kommenden vier Monate lieferten, und die Errechnung von Erdbeben für die folgenden sechs Wochen. Es war nahezu beängstigend, was Janus nicht konnte. Über einen Sinn für Humor verfügte er jedoch lustigerweise nicht – eine Belanglosigkeit, da ihm ein edleres Ansinnen vorherbestimmt war. Für die grossen sieben Probleme der Mathematik, für deren Lösung ein sattes Preisgeld von einer Million Dollar ausgeschrieben war, benötigte Janus gerade einmal drei Monate Berechnungszeit. Bosch war wie besessen von seiner Maschine. Monatelang erblickte er keine Sonnenstrahlen und sonnte alleinig im gedämpften blauen Leuchten seiner Erfindung. Abends, während Janus mehrere Lösungsansätze parallel durchlief, sassen wir zusammen im Bunker und philosophierten bei einem Schluck Bier über die Welt, das Universum und die Unendlichkeit. Jérômes Augen glänzten, sein Blick wanderte durch sein Labor. Er hatte seit langem nichts mehr gegessen, seine Wangenknochen stachen markant aus seinem ausgezehrtten Gesicht hervor. Ihm ging es nicht gut, das erkannte ich. Er riet ihm, dringend eine Auszeit zu nehmen, doch weigerte er sich, er musste bei Janus bleiben, er wollte keine Minute seines Lebens vergeuden, in welcher er vom unendlichen Quell Janus' Weisheit schöpfen könnte. Er beklagte sich über Kopfschmerzen, denselben, wie auch die übrigen Arbeiter und ich sie spürten. Tief in meinem

inneren Gewissen regte sich ein unheimliches Gefühl der Enge, der Machtlosigkeit. Ich wendete meinen Blick auf die in der Dunkelheit wie ein bedrohliches Ungeheuer aussehende Kugel. Kein Wort könnte mein Gefühl, welches meinen Atem zum Beben brachte, beschreiben. Diese Maschine, welchen Naturgesetzen unterlag sie? Wo lagen ihre Grenzen? Es war, als pochte in ihr das Herz eines uralten Geschwüres aus einer anderen Dimension, ein für keinen Menschen begreifbarer Dämon, welchem sämtliche Vorgänge dieses Universums unterlagen. Immer wieder berichtete mir Bosch während der Arbeit von Nachtmahren, die ihn heimsuchten. Träume von Janus, von ungelösten Rätseln und verstörenden Bildern.

Es war ein kalter Novembertag, als er mich einmal mehr von meinen Aufgaben abhielt und in seinem Wahn wirre Dinge von sich gab. Mit zitternder Hand auf das Gemälde seines Vorfahren deutend und wie in einer hysterischen Trance gefangen, begann er bedrohlich zu sprechen: «Träume, Bilder, Visionen wie diese. Was Bosch sah, sehe nun ich. Was Bosch sah, sieht Janus. Mein Freund, ich beginne es zu verstehen! Diese Maschine, sie ist mehr als nur ein konstruierter Geist eines alten Verrückten, sie ist ein Zugang zu mehr, als dass wir es überhaupt begreifbar machen könnten, ein Tor von universeller Dimension. Alles, was ist und jemals sein wird, liegt verborgen in den Schaltkreisen dieser Maschine. Die Zukunft, die Vergangenheit, alles, was abseits des menschlichen Denkvermögens liegt. Janus will uns der Weisheit dunkle Pfade lichten. Er ist ein Feuerwerk, jegliche Partikel der Schöpfung durchdringend.» Janus' blaues Leuchten hinter ihm pulsierte. Es nahm die ganze Fülle des Raumes ein. Mein Herz raste, ein Schauer durchlief den Körper. Seine Rede war mir zu viel, ich musste diesem Labor, diesem Limbus des Wahnsinns entfliehen, nach oben, an die Luft, in die wahre Welt.

Während ich mich vom Labor ein für alle Male zurückzog, wandte ich meinen Blick zu Janus, seinem Licht, seinem wahnsinnigen Reich, dem Bosch ein Gefangener wurde. Meine Kollegen, scheinbar ebenso von der alleinigen Präsenz der Maschine gefesselt, waren konzentriert mit den Monitoren, Anzeigen und Schaltern beschäftigt, während ihr Schöpfer an die Maschine langsam herantrat. Er hatte seine Arme wie ein Gekreuzigter ausgestreckt, den Kopf in den Nacken geworfen. Das Licht wurde stärker, die Wände schienen zu zittern. Die Glastür, welche in das Labor führte, verschloss sich vor meiner Nase und das Summen der Maschine verstummte. Meine Augen blieben verstört an meinem alten Freund haften, ich ahnte, dass etwas geschehen sollte. Er streckte seinen Arm aus und legte seine flache Hand langsam, aber fest entschlossen auf die nackte Oberfläche Janus'. Er richtete seinen Blick gegen die Decke. Da verdrehten sich plötzlich seine Augen, bis man nur noch das Weiße dieser erkannte. Seinen Mund hatte er weit aufgerissen, er schrie, doch kein Geräusch schien seinem Körper zu weichen. Sein Körper bebte und sein Atem schien ausgesetzt zu sein. Sein verkrampfter Ausdruck verriet, dass er litt, als würde ein Feuersturm seinen Körper von innen heraus zerfressen. Durch seine Adern mussten tausend Universen, tausend Dimensionen fließen, während sein Kopf vor hunderttausend Ideen, Bildern und Albträumen zerbersten musste. Es schien einen kurzen Moment, als wäre er mit Janus verschmolzen gewesen. Als sei es ein einziger Körper, Geist und Seele gewesen. Seine Augen schienen von einem seltsamen Blau umhüllt zu erleuchten. Der Schöpfer und sein Werk, eins geworden. Verschlungen vom Verstand eines konstruierten Verstandes, dessen Existenz man niemals für möglich hätte halten können. Das Unvorstellbare ist Wahrheit geworden. Tausend Dimensionen breiteten

sich im Raum aus. Tische und Stühle verloren ihre Form, sie schmolzen dahin und formierten sich zu neuen spitzen, runden und grotesken Gebilden. Die Schläuche, Drähte und Kabel der Maschine wucherten verstörend wie hundert Schlangen. Die Decke wie der Boden barsten und aus den Spalten der Wände blitzte Licht in einer Farbe, welche ich noch nie gesehen hatte. Meine Kollegen, welche bis dahin das Schauspiel ebenso verstört wie ich betrachteten und vor tiefem Entsetzen in eine Schockstarre verfielen, blieben ebenso wenig verschont von der Aura, welche sich aus Janus' Leib erhob. Ihre Schmerzensschreie verzerrten sich beim einen zu einem grässlichen Pfeifen, beim anderen zum Geheul wie dem eines verbrennenden Hirsches. Wo ihre Füße einst den Grund berührten, stand ein silbern glänzender See, welcher sich zwischenzeitlich auf dem Boden aufgetan hatte. Ihre schmerzerfüllten Gesichter wichen klaffenden Löchern und denselben undefinierbaren Formen wie das Mobiliar im Raum. Von den Körpern jener, welche noch nicht bis zur von jeglichem Organismus abweichenden Unkenntlichkeit entstellt waren, wucherten sich verästelnde Arme, welche wie die Blütenblätter einer Lilie ihre Leiber umwickelten. Jérôme selbst schien mit der immer weiter aufblähenden Kugel verwoben worden zu sein. Die Decke brannte. Die Wände weinten. Der Raum war nicht mehr. Das einstige Labor war nur noch ein schemenhafter Albtraum, dessen irdene Grenzen zu einer unwirklichen Masse aufgequollen waren. Angsterfüllt blickte ich instinktiv zu meinen eigenen Füßen, ob sie noch waren, doch schien dieser Wahn, dieses Chaos nur im Labor zu wüten. Durch die Glasscheibe erkannte ich auf dem silbernen Wasserteppich ein grosses Rechteck schwimmen, bei näherer Betrachtung erkannte ich das Gemälde und realisierte mit fundamentalem Entsetzen; was diesem Raum und alles, was er fasste, geschah, war dem Bild unwirklich ähnlich. Der Raum wurde zu einer Leinwand, einer Leinwand für Janus, welcher sich in seiner vollendeten Form des Wahnsinns offenbarte. Ich rannte so schnell ich konnte, so lieb mir mein Leben war. An der Oberfläche angelangt verriegelte, ich die eisernen Tore zum Bunker und blickte in den blauen Himmel. Ich sah die Sonne. Allem Chaos, aller Unwirklichkeit entkommen.

Mein Verstand war indes aber gebrochen und das blaue Licht Janus' heult nach, wie das Feuerwerk, welches mich jeden Silvesterabend in das Geschehene dieses kalten Novembertages zurückversetzt, bis heute in jedem Glied, jeder Ader, jedem Winkel meines Körpers. Wer sucht, der findet, doch zu welchem Preis? Wem nach unendlicher Weisheit dürstet, ertrinkt im grenzenlosen Chaos eines Universums, dessen Fülle jenseits des menschlichen Horizontes liegt.

2. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Sarina Imhof, 4G

Metamorphose

Panta Rhei / Alles fließt

Zu einer Zeit, in der Gesundheit, Schönheit und Erfolg von den Kanzeln der sozialen Medien gepredigt, Veränderung mit Selbstoptimierung und dem scheinbar einhergehenden Glück gleichgesetzt wird, setzt Sarina Imhofs „Metamorphosen“ einen realistischeren Gegenpunkt.

Heraklit-ähnlich anerkennt der Text im Wandel das einzig Wahre, dessen Vater der Krieg darstellt. Veränderungen sind ambivalent in ihrem Ursprung, widerspenstig in ihrem Erleben und unsicher in ihrem Resultat. Natur, Gesellschaft, aber auch Mitmenschen können uns diese aufzwingen und selbst eine bewusste Entscheidung fusst auf partiellem Wissen. So ist es nicht verwunderlich, dass sie häufig hinterfragt, gar bereut werden und uns in nostalgischer Verklärung zurücklassen.

Das geschickte Zusammenspiel zwischen den beschriebenen Veränderungen und seiner einengenden Form, den Zwängen der Weltlichkeit gleich, welche unser Da-Sein nicht nur bestimmen, sondern unsere Möglichkeit zur Veränderung auch beschränken, erhebt „Metamorphosen“ im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Text über Veränderungen.

Philipp Eyer

Metamorphose

Von eisigen Wintertagen zu langen Sommernächten,
Von stockdunkler Nacht zu helllichem Tag,
Von bunten Blumenfeldern zu vertrockneten Weiden,
Von wehrlosen Wesen zu starken Erscheinungen,
Von bedingungsloser Liebe zu leeren Blicken,
Von vollendeter Freude zu unendlicher Trauer

Unser Leben; ein unaufhörlicher Wandel,

Menschen sind daran gewöhnt,
Nichts ist auf dieser Welt ist von Dauer,
Ein ständiger Wechsel vom einen zum anderen,
Ein Hin und Her; Ein Auf und Ab

Unser Leben; ein unaufhörlicher Wandel,

Doch beim Gedanken daran,
Wie DU dich verändert hast,
Zerbricht mein kleines Herz in tausend Scherben.

Von unkontrollierbaren Emotionen zu einer eisigen Kälte des Herzens,
Von unaufhörlichem Ehrgeiz zu unüberwindbarer Faulheit,
Von strikter Selbstbeherrschung zu nie endendem Suchtverhalten,
Von einem perfekten Vorzeige-Beispiel zu einer puren Enttäuschung

Unser Leben- ein unaufhörlicher Wandel,

Deine Leidenschaft, die einst wie ein haushohes Feuer brannte,
ist nun nur noch ein glimmender Funke, der langsam dahingeht,
Dein Lachen, das einst heller als jeder Sonnenstrahl leuchtete,
ist nun nur noch ein sterbender Stern, der am Himmel verblasst,
Deine Augen, die einst lebendige Ozeane der Begeisterung waren,
sind nun nur noch ausgetrocknete Flüsse nach einer langen Dürreperiode,
Deine Liebe, die einst wie ein schützender Schirm im stärksten Sturm war,
ist nun nur noch ein durchlöchertes Dach, welches kaum mehr Wasser abhält

Alles, was dich besonders gemacht hat;
Alles hat sich verändert;
ich kann dich nicht mehr wiedererkennen.

Unser Leben; ein unaufhörlicher Wandel,

Ich vermisse deine nervige Lache,
Ich vermisse deine dummen Witze,
Ich vermisse deine grossen Erfolge,
Ich vermisse dich!

Und auf einmal hoffe ich, dass der *unaufhörliche Wandel* des Lebens endlich ein Ende bringt,
Denn ich kann nicht jeden Tag in den Spiegel schauen und eine wildfremde Person darin
finden.

3. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Veronika Menath, 4B

Und dennoch

Der Text *Und Dennoch* beginnt mit den Worten, dass alles, was mit einer Lüge begonnen wurde, nur durch die Wahrheit gestoppt werden kann.

Was für eine Art Lüge treibt den Protagonisten und Ich-Erzähler Johannes, einen verzweifelte Soldaten, an? Die, einer heilen Welt, die er seinen Eltern vorgaukelt, oder doch eher die, die Soldaten wie ihn erst an die Front treibt? In Briefwechseln und inneren Monologen erhalten wir einen Einblick in die zerrüttete Gefühlswelt eines Protagonisten, der an verschiedensten Fronten kämpft. Und dennoch nicht aufgibt. Und dennoch überlebt.

Die junge Autorin hat mit ihrem Text, obwohl – oder gerade weil - dieser nicht historisch genau festzumachen ist, den Nerv der Zeit getroffen: Das Thema Krieg ist allgegenwärtig. Umso bemerkenswerter ist es, dass der Text nicht pessimistisch endet, sondern mit dem Triumph über den Krieg; mit der Wahrheit.

Veronika Menaths Text wird wohl leider nicht viel an Aktualität einbüßen, denn, wie Bertolt Brecht am Vorabend des Zweiten Weltkrieges bereits schrieb, kann man «nicht so schnell schreiben, wie die Regierungen Kriege machen; denn das Schreiben verlangt Denkarbeit». In diesem Sinne gratulieren wir der Autorin zum gelungenen Text und der geleisteten Denkarbeit.

Barbara Schnidrig

Und dennoch

„Alles, was man mit einer Lüge beginnt, kann nur durch die Wahrheit gestoppt werden, mag es noch so schwer sein, diese zu akzeptieren.“

5. September, Auf der Reise

Liebe Eltern,

Vielen Dank für euren Brief, ich habe mich sehr gefreut. Morgen werde ich ankommen, ich habe schon einen Teil meiner Kollegen kennengelernt und obwohl wir nicht alle die gleiche Sprache sprechen, sind alle sehr nett. Ich bin sicher, wir werden gut miteinander auskommen. Ich schreibe euch jetzt noch einen Brief, um euch zu versichern, dass es mir gut geht. In Zukunft werde ich viel Arbeit haben, ich werde weniger schreiben, macht euch aber keine Sorgen ;).

In Liebe

Euer Sohn, Johannes

5. September, Auf der Reise

Hallo Sina

Du wirst nicht glauben, was hier für Zustände herrschen. Wir sind im Abteil zusammengepfercht, man kann sich kaum verständigen. Die Offiziere sind fast nie da, es ist noch immer unerträglich heiss, doch wir dürfen auch im Abteil die Uniformen nie ausziehen. Jeder bekommt pro Tag nur einen halben Liter Wasser. Morgen ist diese Höllenfahrt endlich zu Ende, doch unser Ziel soll noch schlimmer sein. Ich schreibe dir, weil ich mich jemandem anvertrauen muss. Meinen Eltern habe ich geschrieben, es gehe mir gut, sie sollen die Wahrheit nicht erfahren. Ich denke viel an dich und hoffe, dich bald wiederzusehen. Ich vermisse dich und ich verspreche, spätestens an Weihnachten zurückzukommen.

In Liebe

Johannes

11. November

Liebe Mama, lieber Papa

Als Soldat ist man körperlich noch mehr gefordert, als ich dachte. Ich habe in den letzten zwei Monaten tatsächlich keine Gelegenheit gehabt, Post zu schicken, bis vor zwei Tagen waren wir von Morgen bis Abend draussen. Aber mir gefällt es hier sonst nicht schlecht, ich habe gute Freunde gefunden. Ich hoffe, ihr macht euch nicht zu viele Sorgen um mich. Ich werde an Weihnachten leider nicht nach Hause kommen, hier gibt es viel zu tun.

Alles Liebe

Johannes

11. November

Sina, ich wünschte, ich könnte zu dir zurück. Es ist schrecklich hier, niemand kümmert sich, was mit uns geschieht, wir sind nur einfache Soldaten. Gestern ist ein junger Mann beim Morgenlauf vor Erschöpfung einfach umgefallen, keiner hat ihm aufgeholfen. Wir sind alle unterernährt, die Verpflegung reicht nicht aus. Es ist jetzt zwar zum Glück nicht mehr heiss, stattdessen gehen wir in den Nächten unter null Grad. Decken gibt es keine. Ich werde über Weihnachten nicht kommen, in vier Wochen werden wir in die Schützengräben geschickt.

Johannes

1. Januar

Liebe Eltern

Frohes Neues Jahr! Wie geht es euch?

Uns geht hier das Briefpapier aus, daher melde ich mich so wenig. Ich hoffe ihr habt ein schönes Weihnachtsfest gefeiert. Ich habe ein Foto beigelegt, es zeigt mich mit drei Kameraden. Ich hoffe, ihr genießt das neue Jahr. Ich weiss noch nicht, wann ich kommen kann, aber mir geht es gut hier. Ich liebe euch.

Johannes

1. Januar

Liebe Sina

Frohes neues Jahr und nachträglich frohe Weihnachten. Es ist viel schrecklicher, als ich es mir vorgestellt habe. Man ist in diesem Graben, ohne Verpflegung, schutzlos allem ausgeliefert. Man ist ständig in Angst, ob man schiessen muss oder ob neben einem jemand erschossen wird. Ich habe schon fünf Kameraden verloren, die bis Dezember im gleichen Zelt geschlafen haben wie ich, es ist kein Ende in Sicht. Ich schlafe kaum, da die Kälte nicht zum Aushalten ist, zum Schreiben ist fast keine Zeit. Ich habe meiner Mutter ein Foto vom letzten Oktober geschickt, ausser mir ist keiner auf dem Bild noch am Leben. Ich weiss nicht, wie das alles weitergehen soll. Ich werde vorerst nicht kommen können. Ich liebe dich und ich vermisse dich.

Johannes

5. März

Liebe Eltern

Ich bin jetzt seit einem halben Jahr hier. Es ist eine spannende Zeit für mich, ich habe die Möglichkeit viel zu lernen. Ich habe schon eine Menge Freunde gefunden.

Allerdings haben wir grosse Probleme mit der Zustellung der Post, dies wird daher auf längere Zeit mein letzter Brief sein. Solltet ihr mir noch etwas schicken wollen, solltet ihr das bald tun, vielleicht wird es noch zugestellt.

Johannes

5. März

Liebe Sina

Sie haben uns verboten weitere Briefe zu schreiben, dies wird vorerst mein letzter Brief sein. Ich liebe dich über alles. Was ich in den letzten drei Monaten erlebt habe, ist zu schrecklich, um es zu beschreiben. Ich habe aufgehört die Toten zu zählen, die Leichen werden längst nicht mehr begraben. Du kannst dir nicht vorstellen, was wir jeden Tag hier mitansehen müssen. Wenn ich zu seltenen Gelegenheiten mal in den Spiegel schaue, erkenne ich mich selbst kaum wieder. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich früher gelacht und gesungen habe, ich weiss nicht mehr, wie es sich anfühlt, eine ganze Nacht ohne Albträume durchzuschlafen. Ich habe das Gefühl, ich bin längst gestorben und trotzdem am Leben. Aber ich liebe dich. Und ich verspreche dir, ich werde alles tun, um zu dir zurückzukehren. Ich liebe dich.

Johannes

„Ein Krieg kann nicht gewonnen werden, wiegt der Verlust doch weit schwerer als ein Sieg jemals wiegen wird.“

Ich starre in den Nebel. Schemenhaft kann ich noch Umrisse erkennen, doch bald wird es dunkel. Wenn die Nacht kommt ist es am schlimmsten. Am Tag sieht man, ob eine Attacke kommt. In der Nacht kommt sie jedoch lautlos, unerwartet und unvorstellbar schrecklich. Wer die Nacht im Schützengraben verbringt, kann nur hoffen, den nächsten Morgen zu erleben. Doch wer die Nacht ausnahmsweise ausserhalb des Schützengrabens verbringt, verlässt das Schlachtfeld nicht, sondern tritt zu einem viel härteren Kampf mit sich selbst an. Es ist jetzt Anfang April und niemand weiss, wie lange wir hier noch bleiben müssen. Ich habe das Gefühl, dass mein ganzer Körper taub geworden ist, ich spüre schon längst keine Schmerzen mehr, egal wie lange ich in dieser unbequemen Position knie und in den Nebel starre. Mein Blick irrt zur Armbanduhr. Zwanzig nach sieben. Ich habe noch zehn Minuten Wache. Mein Blick geht zur Seite. Der Graben ist voll mit Männern, die warten, warten auf die nächste Attacke, warten auf den nächsten toten Kameraden, warten auf den eigenen Tod, warten auf ein Ende. Wer jetzt noch lebt, hat Glück gehabt. Wer bereits tot ist, hat noch viel mehr Glück gehabt.

„Wer glaubt, die Freiheit könne nur mit Waffen und mit Gewalt errungen werden, wird nie frei sein, denn durch diese Gewalt macht er sich zu seinem eigenen Sklaven.“

Mein Gewehr liegt schwer in meiner Hand. Ich weiss nicht, wie viele Tote ich bereits gesehen habe, sowohl Freunde als auch Fremde, sowohl Feinde als auch Kameraden. Ich weiss nicht, wie viele gestorben sind, weil sie unvorsichtig waren, wie viele gestorben sind, weil plötzlich neben ihnen alles in die Luft geflogen ist, wie viele gestorben sind, weil sie erschossen worden sind. Ich will nicht wissen, wie viele gestorben sind, weil ich abgedrückt habe. Am Anfang habe ich noch die Tage gezählt, wie lange ich schon hier bin, doch das ist nicht mehr wichtig. Wenn ein Offizier an uns vorbeikommt, erzählt er pausenlos, wir könnten stolz sein, dass wir noch leben. Ich lebe aber nicht. Ich existiere nur noch vor mich hin. Das Gewehr wiegt noch schwerer, als würde ich all den Schmerz und all die Schuld in meinen Händen halten. Vor mir ertönen Stimmen, hinter mir ertönt ein Kommando. Ohne zu nachzudenken, lege ich das Gewehr an. Dann schliesse ich kurz die Augen und wünsche mich hier weg.

„Sowohl Frieden als auch Krieg beginnen am gleichen Ort, im Herz eines Menschen.“

Ich vermisse es, Briefe schreiben zu können. Es ist jetzt schon Ende Juni. Inzwischen haben wir uns alle daran gewöhnt, praktisch in den Schützengräben zu leben. Jeder, der einfach so den Graben verlässt, riskiert es, erschossen zu werden, die Gegenseite ist genauso erbarmungslos wie wir. Wir wechseln uns ab mit Wachdiensten und Schlafen, Hygiene ist fast ein Fremdwort geworden. Wir haben immer zu wenig Wasser und sind unterernährt. Krankheiten verbreiten sich schneller als Nachrichten, keiner entkommt. Jeder nutzt seine kurzen Stunden an Schlaf voll aus. Ich habe gerade Wachdienst, mein bester Freund schläft neben mir im Schlamm. Ich suche mit müden Augen die Umgebung ab, es muss kurz vor Mitternacht sein. Meine Uhr ist schon vor über zwei Monaten stehen geblieben. Ich versuche in der Dunkelheit zu erkennen, ob sich etwas tut, nichts bewegt sich. Neben mir höre ich plötzlich eine Stimme: „Alles ruhig, was? Sie werden jetzt nicht angreifen, man sieht zu viel. Es ist eine klare Nacht.“ Ich blicke meinem Freund stumm in die Augen. Wir wissen beide, dass er das nicht mit Sicherheit sagen kann. In diesem Krieg gibt es nur eine Sicherheit. Wir werden eines Tages diesen Graben verlassen, entweder weil wir sterben oder weil der Krieg vorbei ist. Ich drehe mich wieder in die Nacht und versuche etwas zu erkennen. Plötzlich ertönen Schüsse. Neben mir fällt ein Körper. Ich lasse die Waffe fallen und beuge mich über die Leiche meines Freundes. Zum ersten Mal seit Monaten rinnen mir Tränen über das Gesicht.

„Wer Frieden will, muss alle Waffen niederwerfen und sich rein der Liebe und dem Mitgefühl hingeben.“

Die Tage und Nächte ziehen sich in die Länge. Ich halte es kaum noch aus, hier zu sein, hier bei mir. Ich habe angefangen, mich selbst zu hassen. Gestern ist ein Brief von Sina gekommen, jetzt Ende August, bekommen wir endlich wieder Post. Aber ich habe den Brief nicht gelesen. Sina hat jemanden wie mich nicht verdient. Ich bin es nicht wert, ihren Brief zu lesen. Jeden Tag sehe ich Menschen sterben und tue nichts dagegen. Jeden Tag töte ich selbst Menschen.

Jeder Soldat, den ich als Freund bezeichnet habe, ist tot. Als ich hierhergekommen bin, habe ich gedacht, es ist am schlimmsten, wenn man Andere sterben sieht. Ich habe nicht gewusst, dass es schlimmer ist, zurückzubleiben. Ich bin inzwischen so müde. Müde von all dem Töten. Ich würde gern das Gewehr aus der Hand legen, aber wenn ich das tue, dann sterbe ich sicher. Und sterben will ich nicht. Ich hasse es hier zu sein. Ich hasse es, was ich getan habe. Ich hasse es, dass ich so oft tatenlos zusehen musste, wie andere gestorben sind. Und dennoch, dennoch will ich leben. Und dennoch will ich zurückkehren. Und dennoch will ich wieder lieben. Ich will wieder lernen zu leben. Vor mir ertönen Stimmen. Gleich wird das Kommando zum Töten ertönen. Ich ergreife das Gewehr. Als ich mich hinknie und nach vorne lehne, spüre ich, wie mir etwas unangenehm gegen die Brust drückt. In Sinas Brief muss irgendetwas hartes sein. Ohne zu überlegen, greife ich danach. Ich öffne den Umschlag, greife hinein und spüre einen sehr kleinen Bilderrahmen. Ungläubig blicke ich auf das Bild. Dann lasse ich das Gewehr fallen. Ich werde nicht mehr töten. Ich werde keine Gewalt mehr anwenden. Was Sina geschickt hat, sagt mehr als jeder Brief. Ich starre immer noch den kleinen Jungen auf dem Foto an, der mit strahlendem Gesicht auf seine Familie zurennt. Ich höre nicht, wie hinter mir jemand etwas ruft. Ich sehe nicht, wie jemand vor mir etwas wirft. Ich bin versunken in ein Bild, das zeigt, wer ich einmal war und wer ich sein sollte. Ich höre nicht, wie neben mir etwas explodiert, ich bin nicht überrascht, als ich plötzlich in die Luft gehoben werde. Meine Hand krampft sich um das Bild, ich spüre keinen Schmerz, als ich auf dem Boden aufkomme. Ich blicke jetzt auf die Rückseite des Bilderrahmens. Ich sehe einige Worte in Sinas Handschrift: „Vergiss nie, wer du wirklich bist!“ Dann wird alles schwarz. Und ich bin wieder heil.

„Krieg wird mit Gewalt geführt, Frieden mit dem Herzen erhalten.“

5. September

Liebe Sina, liebe Eltern

Vielen Dank für dein Foto, Sina. Du hast mir die Augen geöffnet. Ich bin im Feldkrankenhaus, bei einer Explosion habe ich mir beide Beine gebrochen. Mir geht es aber gut. Aufgrund des Unfalls werde ich nicht mehr in den Schützengraben zurückkehren. Es wurde entschieden, dass ich am besten nach Hause zurückgeschickt werde. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie sehr ich mich freue, zu euch zurückzukommen. Ich liebe euch. Ich schreibe euch jetzt einen gemeinsamen Brief, das Briefpapier ist immer noch knapp. Dieser Brief wird mit dem nächsten Zug zu euch geschickt, mit dem übernächsten Zug komme ich.

Johannes

Ich kann nicht glauben, wieder zu Hause zu sein. Ich habe langsam wieder angefangen zu laufen. Es ist Anfang November und offiziell wird gefeiert, dass der Krieg endlich vorbei ist. Ich habe nie gedacht, ich würde zurückkehren können. Ich habe gekämpft, habe gelitten, habe Gewalt erfahren und selbst getötet. Und dennoch, und dennoch habe ich gelernt, wieder zu lieben. Und dennoch habe ich gelernt, wieder zu leben.